

Die „Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse“, die Prof. Sigm. Freud nunmehr herausgibt, stellt sich die Aufgabe, dem Anfänger durch didaktische Aufsätze eine Einführung in das Wesen und die Übung der Psychoanalyse zu geben, den Vorgeschrittenen Gelegenheit zum Austausch ihrer Erfahrungen zu bieten und sie durch Kritiken und Referate fortlaufend von der Entwicklung dieser jungen Wissenschaft zu unterrichten.

Die neue Zeitschrift wird Originalarbeiten zum Abdruck bringen, von denen eine Erweiterung unserer psychoanalytischen Erkenntnisse zu erwarten ist, und Mitteilungen, durch welche die bekannten Lehren erläutert und bestätigt werden sollen.

Die Veröffentlichung umfangreicher dokumentarischer Arbeiten und die Diskussion der noch strittigen schwierigen Probleme der Psychoanalyse bleibt nach wie vor dem „Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, redigiert von C. G. Jung“, überlassen, während die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften der von Dr. Rank und Dr. Sachs redigierten „Imago“ vorbehalten ist.

Es erscheinen jährlich sechs Hefte der neuen Zeitschrift, jeden zweiten Monat abwechselnd mit „Imago“, im Gesamtumfang von ca. 36—40 Druckbogen zum Jahrespreis von M 18.— = K 21.60.

Auch wird ein gemeinsames Abonnement auf die beiden psychoanalytischen Zeitschriften zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von M 30.— = K 36.— eröffnet.

Redaktion und Verlag.

Für die Redaktion bestimmte Zuschriften und Sendungen an:

Dr. S. Ferenczi, Budapest, VII. Elisabethring 54.

Alle Manuskripte sind vollkommen druckfertig einzusenden.

Sämtliche Beiträge werden mit dem einheitlichen Satz von K 50.— pro Druckbogen honoriert.

Von den „Originalarbeiten“ und „Mitteilungen“ erhalten die Mitarbeiter je 50 Separatabzüge gratis geliefert.

Copyright 1913. Hugo Heller & Cie., Wien, I. Bauernm. 3.

Originalarbeiten.

I.

Bemerkungen über einen Krankheitsfall mit Griselda-Phantasien.

Von Prof. Dr. James J. Putnam, Boston.

Unter den mannigfachen Problemen des letzten Winters interessierte mich im Besonderen die Frage der geschlechtlichen Selbstbefriedigung. Selbstverständlich ist dieses Thema viel zu groß, um in einem kurzen Artikel eingehend besprochen zu werden. Ich beabsichtige nur durch einen Krankheitsfall jene Seite des Problems ein wenig zu beleuchten, die hauptsächlich von Abraham in seiner eingehenden Mitteilung, von Brill in einer Studie und von Sadger in einem am Weimarer Kongreß (1911) gehaltenen Vortrag besprochen wurde. Es handelt sich hier ausschließlich um die Phantasien, die öfters als Begleiterscheinungen der Selbstbefriedigung auftreten, und zwar nur um eine Art derselben. Sadger sowie wohl alle, die sich mit der Untersuchung dieser Probleme besonders eingehend befaßt haben, sieht in den betreffenden Phantasien das psychologisch wichtigste Moment dieser Angewohnheit; auch bezeugen Abrahams und Brills Untersuchungen wie weit von der anscheinend sexuellen Sphäre der Patient durch dieses Phantasieren abgebracht wird.

Der Krankheitsfall, den ich beschreiben will, betrifft einen Mann im Alter von 55 Jahren, Rechtsanwalt von Beruf, von guter Herkunft, zu der besten Gesellschaft gehörend, einen hochgebildeten, uneigennütigen und kräftigen Mann, mit ungewöhnlich feinen Familientraditionen. Überall sowohl geistig als auch körperlich für gesund geltend, klagte er, als er zum erstenmal zu mir kam, zunächst nur über Niedergeschlagenheit, besonders frühmorgens, und über den Hang zu schmerzlichen Rück-erinnerungen. Im weiteren Gespräch beschwerte er sich aber wiederholt über eine eigentümliche Entfremdung, die — bei gegenseitiger zärtlicher Neigung — dennoch allmählich, im Verlauf des letzten Jahres, zwischen seiner achtzehnjährigen Tochter und ihm entstanden war. Im vergangenen Sommer war er mit dieser Tochter im Ausland gewesen. Er hatte die Reise abgespannt und niedergeschlagen angetreten und gehofft, unter

der sorgfältigen Pflege seiner Tochter gänzlich zu genesen. Sie ließ ihm diese Pflege auch freudig zu teil werden. Die erhoffte Wirkung blieb aber aus; was den Vater betrifft, war sie im Gegenteil ungünstig. Er war fast beständig so sehr reizbar und mißmutig, daß er weder sie zufrieden machen noch ihr Vertrauen gewinnen konnte. So kamen beide zurück, ohne von der Reise Genuß gehabt zu haben. Jeder empfand eine unbeschreibliche Empfindlichkeit dem anderen gegenüber, welche aber unmöglich Gegenstand der Besprechung zwischen ihnen werden konnte. Bis zum Zeitpunkt der Heimkehr hielt sich der Vater für dieses gegenseitige Mißtrauen allein verantwortlich. Als aber die Tochter, die nun zu einem reizenden Mädchen herangewachsen war und der Notwendigkeit seiner Pflege enthoben, sich ihren eigenen Interessen eifrig hingab, tadelte der Vater — anfangs allerdings nur für sich, später auch gelegentlich vieler Gespräche mit seiner Frau — die persönlichen Fehler und Versäumnisse der bis dahin geliebten Tochter. Er beschuldigte sie, daß sie ihn vernachlässige, verabscheue und gleichgültig behandle. Sie habe sich selbständig entwickelt, pflege ihre Liebhabereien, ohne ihn viel daran teilnehmen zu lassen. Das leise Gefühl der Entfremdung hatte also, und zwar binnen kurzer Zeit, einem ziemlich starken Liebe-Haß-Komplex Platz gemacht, den er nicht mehr los werden konnte. Seine innige Liebe zu ihr, die zugleich verschiedenartige Schattierungen zeigte, rang mit dem Gefühl der Feindseligkeit gegen sie. Dieses Gefühl trieb ihn dazu, für sie in seinen Gedanken einen zwar geringen, doch immerhin echten Schmerz oder Verdruß zu ersehnen. Dieser Wunsch, seine einzige und innig geliebte Tochter bestrafen zu wollen, entsprang aus zwei Motiven, die sich allmählich im Laufe der Analyse herausstellten. Beide sind, meiner Diagnose nach, nur verschiedene Richtungen der Selbstbefriedigung. Einerseits suchte der Kranke sich zum Beleidigten aufzuspielen, und so die narzissusartigen Neigungen zu steigern, die stets in ihm ausgeprägt waren trotz seiner guten und uneigennütigen Anlagen. Andererseits suchte er die starken sadistischen und masochistischen Begierden zu befriedigen, die er zeitlebens im hohen Grade empfunden hatte. Eine unvollständige Sublimierung hatte diese Neigungen teilweise verdeckt, sie waren aber immer vorhanden und traten in seinen onanistischen Phantasien sowie in seinen Träumen stark hervor.

In einer Hinsicht war der Kranke seit frühester Jugend Onanist; selbst jetzt, obwohl er schon dreißig Jahre verheiratet ist, hat er diese heftige Neigung noch nicht ganz überwunden. Von Anfang an aber, selbst in seinen zartesten Jahren, verdankte diese Gewohnheit seinen sadistisch-masochistischen Phantasien ihre Stärke.

Ein Problem von wahren Interesse erwächst für uns aus obiger angeregten Auffassung dieses Falles. Der Kranke, der sich selbst gut beobachtet hat, glaubt behaupten zu dürfen, daß dieses Konzentrieren

der Gedanken auf seine Tochter nicht eigentlich die Ursache, sondern eher bloß das auslösende Moment seiner abnormen Wünsche und seiner Niedergeschlagenheit sei. Er glaubt vielmehr, daß die Befriedigung seines krankhaften Instinkts die Wurzel des Übels sei. Seine Tochter steht zwar scheinbar im Mittelpunkt des Gefühlskonflikts, doch glaubte er, es hätte irgend eine andere, welche die Macht besessen hätte, seine Liebe und seinen Haß stark zu erregen, gelegentlich an ihre Stelle treten können.

Doch besteht der starke Verdacht, daß der blutschänderische Instinkt, auf den ich später zurückkommen werde, hiebei einen wesentlichen Antrieb bildet. Die gewaltsam unterdrückte Empfindung zu seiner Tochter beherrscht ihn vielleicht mächtiger als er ahnt. Wie er selbst sagt, frühmorgens sowie auch später, besonders in unbeschäftigten Stunden, gedenkt er seiner Tochter sehndend, tadelnd, zornig und mißmutig. In verschiedenen Gesprächen gab er mir gelegentlich zu, daß selbst das Geräusch ihres Kleides, wenn sie im Vorbeigehen die Tür streifte, oder der zufällige Anblick des Lichtes in ihrem Zimmer sein Herz pochen machte; auch geben verschiedene Träume Zeugnis von dem Einfluß, den sie auf ihn ausübte. Die Familie ist reich genug, um alle ihre Wünsche zu befriedigen, doch ist er sich bewußt, daß, während seine Tochter mit leichtem Herzen und vollem Genuß Geld ausgibt (worin sie ihrer Mutter gleicht), er selbst durch einen gewissen Sparsamkeitshang gehemmt ist, der nachweisbar zum Teil in Erfahrungen seiner Kindheit wurzelt. Als Beispiel eines Versuches, sich für dieses Gefühl zu entschädigen, erzählte er mir folgendes: Die Tochter verlangte neulich ein kleines Automobil zum eigenen Gebrauch. Doch lieber, als daß er ihr dieses Vergnügen gönnt und ihr so einen gewissen Vorzug eingeräumt hätte, kaufte er sich selbst ein Automobil, was er sonst nicht getan hätte und sagte ihr, sie könne darin fahren. Trotz aller Freigebigkeit und Fähigkeit Opfer zu bringen, hatte er ein ausgesprochenes Gefühl des Wett-eifers mit seiner Tochter. Er konnte es nicht dulden, daß sie energischer und mit mehr Unternehmungsgeist auftreten sollte als er. Es fragt sich nun, ob diese Erscheinungen als sekundäre oder als primäre zu beurteilen sind. Ohne mich weiter bei der Lebensgeschichte und den Gefühlen des Kranken, über die noch vieles zu sagen wäre, aufzuhalten, erwähne ich davon nur die uns interessierenden Tatsachen, und zwar in erster Linie gewisse Vorfälle aus seiner Kindheit.

Die Eltern des Kranken waren sehr gebildete Leute, die aber zur Zeit seiner Geburt und während seiner Jugend ein Dörfchen in der Nähe einer der größeren amerikanischen Städte bewohnten. Dort hatte er nur sehr wenige Altersgenossen. Eigentlich wußte er nur von zweien besonders zu berichten. Nun mag es psychologisch wahr sein, daß alle, oder doch die meisten, sehr jungen Kinder ihre geselligen Vorbilder fast

ausschließlich unter Eltern und Verwandten finden. Bei unserem Kranken spricht dieser Umstand jedenfalls ganz besonders mit. Furchtsam, schüchtern und ungesellig von Natur, hätte er einem freien, auf Gegenseitigkeit beruhenden Verkehr ausgesetzt sein müssen, um dem in ihm ausgeprägten Hang zur Einsamkeit und den mit Rachegeleüsten abwechselnden Furchtgefühlen das Gleichgewicht zu halten. Er verehrte die ihm am nächsten stehenden, natürlich sehr viel älteren Menschen. Diese waren aber mit ihren eigenen höheren Interessen so vollauf beschäftigt, daß sie für seine Veranlagung kaum das richtige Verständnis zeigten. So war er seinerseits vielleicht dazu verleitet, sich in seiner Phantasie einen weniger idealen Umgang zu schaffen. Die oben erwähnten Freunde, mit denen er sehr intim verkehrte, waren zwei ihm verwandte Kinder, ein Knabe von ziemlich hochfahrendem Charakter und ein etwas jüngeres Mädchen, das sich von beiden Knaben alles gefallen ließ und sie so in ihrer Herrschsucht bestärkte.

Es ist meistens schwierig, die ersten drei bis vier Jahre im Leben eines Mannes genügend zu erforschen, so wie auch den dunklen Einfluß der erblichen Prädisposition genau zu würdigen. Gewiß kamen edle Züge und Zeichen sehr guter Bildungsfähigkeiten klar zum Vorschein. Nebenbei aber wurde er, seiner jetzigen Aussage nach, furchtsam, abhängig, eigensinnig, herrisch und rachsüchtig. Alle diese Eigenschaften standen in auffälligem Widerspruch zu seinem äußerlichen Benehmen, wie zu der Hochherzigkeit und dem Edelmut der von ihm so geliebten und verehrten älteren Geschwister, mit denen er beständig in so nahem Beisammensein lebte.

Auch äußerte sich in dem Kranken, fast schon vom dritten Lebensjahr an, der Hang, der das Thema meiner heutigen Abhandlung bildet. Seine sadistischen und masochistischen Neigungen, schon in den Kleinigkeiten seines Alltagslebens so reichlich bewiesen, fanden in seinen Phantasien vollen Ausdruck, wodurch es ihm möglich wurde, ein ihn zeitlebens quälendes Minderwertigkeitsbewußtsein auszugleichen.

Der Kranke fand nämlich großen Genuß daran, sich dramatische Situationen auszudenken, in denen Phantasiemenschen, meist weiblichen Geschlechtes, andauernden Schmerz oder Kummer, wie die Griselda im Märchen, ertragen mußten. Häufig waren diese Leute verdammt, Lasten zu tragen, die über ihre Kräfte gingen, unmenschlich stundenlang unaufhörlich zu arbeiten oder ähnliche mühselige Beschwerden zu erdulden. Akuten Schmerz dichtete er ihnen anfangs nicht an, obgleich der Schmerz späterhin, wie wir beobachten werden, bei diesen Phantasiebildungen als wesentlicher Faktor auftrat. Eine Form der Erniedrigung, welcher seine Phantasiemenschen unterworfen wurden, bestand darin, daß eine Prinzessin gezwungen wurde, die Kleidung mit einer Dienstmagd zu wechseln und überhaupt deren Stellung einzunehmen. Mit weiterem Bezug auf die Griselda-Idee und um die sexuelle Natur der beschriebenen Erniedrigungen

besser zu zeigen, sei gesagt, daß auch bei ihm die zugeteilten Strafen anfänglich als Prüfungen der Treue erdacht wurden; später aber suchte er den Schmerz wegen der Erregung, die derselbe hervorrufen konnte.

Manchmal unterwarf er jene Phantasiemenschen dem strengen Befehl, selbst unter beträchtlichem Unbehagen keinen Harn entleeren zu dürfen, was an einen geschlechtlichen Sterilisierungsversuch denken läßt (cf. Jones, Alptraum usw.). Bemerkenswert ist, daß jene sadistischen Vorstellungen, die immer eine gewisse Selbstbefriedigung hervorrufen, wozu er sie methodisch benützte, nach Aussage des Kranken bereits im frühesten Alter — im vierten oder fünften Jahre — aufgetreten waren. Um zu zeigen, wie analog diese Phantasien der wirklichen Beziehung des Patienten zu seiner Tochter sind, mag folgender Vorfall von Wert sein: Patient war am Nachmittag mit seiner Tochter im Theater gewesen, wo beide sich gut unterhalten hatten. Nachher saß er bei Tisch mit ihr und seinen anderen Kindern und bemerkte, wie sein jüngster Sohn, ein recht lebenslustiger Knabe, mit der Tochter spielte, indem er von rückwärts die Nase durch ihre Stuhllehne steckte und sie dazu brachte, sich mit etwas Gewalt mit dem Rücken dagegen zu stemmen. Als der Vater zusah, konnte er sich des Wunsches nicht enthalten, des Kindes Nase durch irgend einen scharfen oder spitzen Gegenstand ersetzen zu können, wie z. B. durch ein Taschenmesser, „aber mit zugemachter Klinge“, damit im Laufe des Spieles die Tochter gezwungen gewesen wäre, wirklichen Schmerz zu erfahren.

Von dieser Zeit an blieb dieses Märchenbilden das ausschließliche von ihm benützte Mittel, die Onanie auszuüben. Selbstverständlich hat sich Patient durch solche Phantasien Genuß verschafft, schon lange bevor er irgend etwas von der eigentlichen Onanie wußte. Allerdings ging das Phantasieren beim Eintritt der Pubertät in eine andere Phase über. Bis dahin hatte es keine Ejakulationen gegeben. Als diese aber, gelegentlich seines Phantasierens, einzutreten begannen, beobachtete er, daß sie nur dann stattfanden, wenn jene Phantasiestrafen akute Pein vortäuschten. Sobald es zu solcher Pein kam, erfolgte, sogar augenblicklich, die Ejakulation. Diese Entdeckung setzte ihn in den Besitz einer Methode, seinen Genuß zu verlängern und zu gleicher Zeit dem unerwünschten Resultat dieses Vorganges vorzubeugen.¹⁾

Es stachelte seinen Scharfsinn an, zu erproben, wie weit er sich dem kritischen Moment nähern dürfe, ohne sich ihm ergeben zu müssen; das heißt, wie lange er die Lust ausdehnen könne, die das erste Stadium der Onanie bildet, ohne sie durch Herbeiführung des zweiten Stadiums zu vernichten. In der Regel gestattete er dann dem Orgasmus freien

¹⁾ Ich erinnere mich sehr wohl einer Patientin, die ihren ersten Impuls zum Onanismus empfangen haben will beim Anblick des Bildes vom gefesselten Mазeppа auf dem Steppenroß.

Ablauf, nachdem er ihn lange genug verzögert hatte. Manchmal verfuhr er dabei folgendermaßen: er rief sich irgend ein kürzlich gelesenes Buch ins Gedächtnis zurück, in dem schmerzliche, wenn auch nicht gerade grausame Szenen vorkamen, deren Ausgang ungewiß blieb. Selbst jetzt, wo er sich mit Recht rühmt, die Onanie fast gänzlich überwunden zu haben, kann der Kranke keine Leidensberichte lesen, ohne sich für gefährdet zu halten. Meistens sind die Bedingungen dieser Gefahr ziemlich leicht festzustellen. So kann er z. B. über chinesische Grausamkeiten lesen, wenn sie zufällig in der Lektüre erwähnt werden; er darf sich aber nicht erlauben, der Versuchung zu unterliegen, das Buch eigens nach solchen Berichten über Grausamkeiten durchzublättern.

Der Kranke litt auch an Harnstörungen, wegen welcher er einmal eine Untersuchung seiner Prostata von einem Spezialisten anstellen ließ, die aber keine organische Veränderung ergab. Soweit seine Erinnerung zurückreicht, ist er noch jede Nacht wenigstens einmal mit Harndrang aufgewacht, dessen Befriedigung er aber immer ungern vornahm und so lange als möglich aufschob. (Vgl. Sadger, Urethralerotik, Jahrb., III.) Er meint selbst, daß diese Neigung zum Aufschub des Harnlassens nicht aus Trägheit oder aus der Unlust, sich nachts der Abkühlung auszusetzen, zu erklären ist, sondern ein Teilstück seiner allgemeinen Verzögerungslust ist, die sich bei ihm in so vielen Anzeichen kundgibt und einen so deutlichen Zug seines Charakters bildet, obwohl er sich sonst in anderen Hinsichten als energisch genug erwiesen hat.

Es ist möglich, daß diese autoerotische Verzögerungstendenz ebenso wie die bereits erwähnte psychische Impotenz durch ein Erlebnis — oder eine Reihe von Erlebnissen — bestimmt oder wenigstens verstärkt worden sind, die in die früheste Jugend des Patienten, auf sein drittes oder viertes Jahr zurückgehen. Er war damals daran gewöhnt, jeden Morgen ins Bett zu seinen Großeltern zu gehen, die ihn außerordentlich lieb hatten und sich viel um seine Erziehung bekümmerten. Er lag zwischen den beiden alten Leuten und vergnügte sich mit allerlei Spielen, von denen er wenigstens eines heute noch erinnert.

Der Patient ist dessen nicht sicher, aber es kommt ihm so vor, als ob er damals bei irgend einer Gelegenheit sich in erotischen Spielereien oder Betätigungen ergangen hätte, die das Mißfallen der Großeltern hervorriefen, so daß sie ihn mahnten, diese Dinge aufzugeben.

Es ist jedenfalls nicht ohne Interesse, daß der Patient selbst geneigt ist, einen Zusammenhang anzunehmen zwischen einer damals erfolgten Unterdrückung seiner (inzestuösen) Erotik und der darauf folgenden Schöpfung seiner Phantasien als Ausgang seiner Libido. Auch die Befriedigung durch die Harnverhaltung knüpft er an diese Wandlung in seinem Sexualleben an.

Das Hauptinteresse an Krankheitsfällen, wie dem eben geschilderten, liegt für uns weniger in den offenkundigen Tatsachen als in den leisen Andeutungen, die jene Tatsachen enthalten über die Quelle der persönlichen und dauernden Charaktereigenschaften des Kranken.

Ehe ich mich an die Aufgabe mache, diese Eigenschaften näher zu erklären, möchte ich noch zwei Eigentümlichkeiten der früheren Phase dieser onanistischen Visionen hervorheben, nämlich die bestimmte Abstufung der Strafen, die der Patient den Sklaven seiner Phantasie zuteilte und den ausgesprochen dramatischen Charakter der Geschichten, in denen sich der Konflikt seines eigenen kampfsüchtigen Charakters abspiegelte. Wie es scheint, gab es selten oder nie nur einen einzigen Betroffenen, sondern es waren mindestens vier oder fünf, die dann mit großer Sorgfalt ebensovielen Graden von Züchtigungen ausgesetzt wurden. Außer diesen Hauptakteuren gab es jedoch eine große Menge verhältnismäßig unbedeutender Personen, deren Rollen eine Art Gegensatz oder Hintergrund für die der übrigen bildeten. In Anerkennung seines Gerechtigkeitssinnes muß ferner erwähnt werden, daß die am härtesten betroffene Person schließlich als siegreich hervorging und über die anderen erhöht wurde, wie im Falle des Aschenbrödel oder der Griselda.

Es bedarf nur noch weniger Nachforschungen, um in dem Gefühlskonflikt, der des Patienten gegenwärtige Stellung seiner Tochter gegenüber kennzeichnet, das Wiederauftauchen von allen diesen Zügen seiner frühen Tagesträumereien wieder zu erkennen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet gewinnt es besonderes Interesse, daß er selbst (wenn auch nicht anfänglich) die Geschichte der duldenden Griselda als Muster dieser Träumereien gewählt hatte. Die Vortrefflichkeit dieses Vergleiches springt noch mehr in die Augen, wenn man sich die neueste und ausgezeichnete Erläuterung über die psychologische Bedeutung dieser Legende von Otto Rank in dem ersten Hefte der Zeitschrift „Imago“ ins Gedächtnis ruft. Dasselbst wird gezeigt, daß der aristokratische Gemahl Griseldas dadurch veranlaßt wurde, seine Gemahlin zu verbannen, weil er sich mehr oder weniger unbewußt danach sehnte, seine eigene Tochter zu heiraten. Diese Darstellung ist natürlich nur eine grobe Wiedergabe des Sachverhaltes.

Mein Patient kann sich keiner solchen inzestuösen Gelüste in seinen Phantasien erinnern; mit der Rehabilitierung der beleidigten Heldin — der quasi-Griselda — kam das Drama jedesmal zum Abschlusse und diese Heldin wurde oft älter als der Träumer gedacht, d. h. etwa, als wenn sie mehr eine Mutter als eine Tochter vorstellte, eine Form inzestuöser Einbildung, die in der Tat dem Alter des Patienten zur Zeit der frühesten Phantasien besser entspräche. Wenn man jedoch die späteren Vorkommnisse heranzieht, nämlich die sadistischen und erotischen Gefühle des Patienten für seine Tochter und die letztere in der Doppelrolle einer

verletzten Gattin und einer rehabilitierten Heldin ansieht, so wird der psychologische Parallelismus deutlich genug.

Er gab gern zu, daß über seiner selbstlosen Liebe für seine Tochter der Wunsch stehe, seine eigene Bedeutung vor sich selbst dadurch zu vergrößern, daß er sie in einem gewissen Sinn zu seiner Sklavin machte und sie dazu verdammte, wie alle Sklaven zu leiden, im scharfen Gegensatz zum leidensfreien Herrn und Meister. Sowohl mehrere interessante Träume setzen diese Neigung in ein klares Licht, als auch das Betragen des Patienten unter Beobachtung, denn er ist ein eklatantes Beispiel für solche Personen, die Dienstwilligkeit und Selbstunterordnung, zugleich aber auch eine hartnäckige Arroganz, besonders in Kleinigkeiten zeigen.

Diese Vorliebe an Einzelheiten zu hängen, ist in dem Falle unseres Patienten offenbar eine Reflexion des Vergnügens, das er empfindet, wenn er in seiner Einbildung Zeuge der langausgedehnten Qualen seiner Frauen ist. Er ist ein Anwalt, Mathematiker, hat an langen spitzfindigen Argumenten Freude und versteht es, verborgene Pointen auszutüfteln. Er ist freundlich, hat aber das Verlangen nach Anerkennung und ist von Zuneigungs- und Achtungsäußerungen sehr abhängig. Das brüske und unabhängige Wesen seiner Tochter, das diesen dunkelbewußten und tiefgewurzelten Charakterzügen nicht entgegenkommt, irritiert ihn ganz besonders.

Wenn nun die bis jetzt betonten Masturbationsphantasien, die dem unreifen Stadium im Geschlechtsleben des Patienten entsprechen, seine Stellung seiner Tochter gegenüber deutlich widerspiegeln und wenn, wie es der Fall ist, die Neigung zu Mutlosigkeitsanfällen auftaucht als das Endresultat des Kampfes zwischen seinen sadistischen und seinen masochistischen Zügen, so ist es nicht weniger wahr, daß die Phantasien der nächsten Periode eine sehr bedeutende praktische Rolle in seinem späteren Eheleben spielten.

Als nämlich dieser Patient, der, wie leicht anzunehmen, in seiner Kindheit ziemlich einsam in seinen Gewohnheiten war, obgleich er immer mehrere nahestehende Freunde hatte, im Begriffe stand, eine sehr glückliche Ehe einzugehen, fand er sich vollständig impotent. Die Gegenwart seiner Frau oder die Berührung mit ihr konnte keine Erektion hervorrufen. Er konsultierte einen Arzt, dessen Rat aber keine Besserung brachte.

Da kam er auf den Gedanken, seine früheren Phantasien zu Hilfe zu rufen; und da er fand, daß er augenblicklich Erektion und Samenfluß bewerkstelligen konnte, wenn er an schmerzhaftere Ereignisse dachte, so begann, er dieses Mittel als unentbehrliche Hilfe zum normalen Koitus zu gebrauchen und diese Gewohnheit hat er bis auf den heutigen Tag beibehalten. Nichts anderes konnte diesem Zwecke dienen. Manipulationen hatte er nie geübt, außer der Onanie; Normalkoitus hatte später keine

Wirkung und wurde bloß Nebensache im Prozeß der sexuellen Befriedigung. Die Frau des Patienten lebt in Unkenntnis dieser Tatsachen und ihre Ehe ist, wie gesagt, in hohem Grade glücklich gewesen. Gegenwärtig ist der Patient beinahe über das Bedürfnis sexueller Befriedigung hinaus und hat, freilich nicht ohne Anstrengung, die Onaniegewohnheit abgelegt, obgleich die oben beschriebenen Verhältnisse bezüglich der Gefahr, welcher er durch das Lesen oder Hören von Grausamkeiten ausgesetzt ist, noch nicht verschwunden sind.

Zum Schlusse möchte ich sagen, daß die psychoanalytische Nachforschung, die ich hier nur unvollkommen beschrieben habe, von großer Hilfe für ihn gewesen ist, mit Rücksicht sowohl auf seine Gefühle seiner Tochter gegenüber als auch auf seine Neigung zu Depression und seine allgemeine Stellung zur Welt.

Ich gebe nun kurz die Beschreibung einiger Träume, welche die vorher erwähnten Eigenschaften des Patienten besonders deutlich illustrieren:

Erster Traum.

Patient erzählt: „Ich saß bei Tisch, nicht in meiner jetzigen Wohnung, sondern in einem Hause, das Ähnlichkeit hatte mit dem Landhaus, in dem ich meine Kindheit verbrachte. Man reichte mir einen Teller Brötchen. Ich nahm eines, spuckte darauf und legte es dann wieder auf den Teller; dann nahm ich es aber doch wieder.“

Nach Assoziationen gefragt, gibt Patient zu, daß der Speichel wahrscheinlich seinen Samen bedeute und daß das Brötchen seiner Tochter zukommen sollte, die, wenn auch nicht wirklich, so doch in seinen Gedanken, zugegen war. Ich machte ihn aufmerksam auf die weitere sadistische Bedeutung, die in dieser Behandlung seiner Tochter liege (man denke an die Bedeutung des englischen Wortes „lickspittle“ als Beleidigung gebraucht) und fragte ihn, ob eine Lust zu ähnlicher Behandlung sein Benehmen, seiner — heute noch wie früher heißgeliebten — Mutter gegenüber, charakterisiert hatte, als er noch ein Knabe war. Er bejahte und sagte, daß es früher Zeiten gab, wo er, wenn er aus irgend einem Grunde böse auf sie war, „ihr alles hätte antun können“; „er hätte sie packen und schütteln können“ usw.

Diese Bereitwilligkeit, auch in Träumen, die Tochter so zu beleidigen, stimmt mit des Patienten eigener Meinung betreffs seiner Krankheit überein, nach der ihm die Aufregung der Masturbation abgeht und er sich als Kompensation einem starken Liebe-Haßkomplex gegen seine Tochter hingegeben hat. Er gibt auch zu, daß das nicht nur ein Wiederauftauchen seiner früheren Gefühle gegen seine Mutter bedeute, sondern auch jener gegen die Cousine, mit der er in der Jugend gespielt hatte. Im letzten Falle, sowie auch in den Phantasien, war die zu Grunde liegende herrschende Idee die, daß die betreffenden Personen „schwer

arbeiten sollten um das, was sie erhielten und daß sie nie mehr bekommen sollten, als sie sich verdient hatten“.

Zweiter Traum.

Patient erzählt: „Ich war auf einem Schiff mit Seitenrädern. Meine Kinder, darunter auch meine Tochter und einer ihrer Brüder, saßen in einer Kabine und spielten Karten. Es waren vielleicht auch andere Personen dabei. Ich kam dazu und, da es mich unangenehm berührte, daß sie sich alle so gut ohne mich unterhielten, rief ich meinen Sohn und bat ihn, mir zu helfen, Teilnehmer zu einer Partie „Shuffleboard“ an Deck zusammenzusuchen. Er ließ sich auch dazu überreden, aber das Spiel kam doch nicht zu stande. Im Gegenteil, eine der Scheiben, mit denen gespielt wird, fiel so in die Seitenräder hinunter, daß sie auf irgend eine Weise die Maschinen und folglich auch das Schiff zum Stehen brachte. Ich kletterte hinunter, während die anderen noch an Deck blieben und so befand ich mich allein in der Nähe des „Kraftzentrums“ (Centre of Power — einsamer onanistischer Genuß?). Dann fingen die Räder an, sich zu bewegen und der Traum hörte auf.“ — Die Frau des Patienten war als Zuschauerin dabei und hätte gern ihren Mann beruhigt. Mit anderen Worten, Patient hatte sich damit unterhalten, daß er seine Kinder gestört hatte und ging dann weg, um zu zeigen, daß er seine eigene Kraft auf andere Weise auch allein betätigen könne.

Dritter Traum.

Patient erzählt: „Ich war bei einem Theaterstück als Zuschauer zugegen, doch schien ich auch selbst mitzuspielen, und zwar als wenn es sich um ein Stück wirklichen Lebens gehandelt hätte. Ein junges Mädchen (wohl die Tochter vortäuschend) und ich schienen die Hauptpersonen zu sein. Ohne erkennbare Ursache bekam ich einen Wutanfall gegen das Mädchen, riß ihr einen Ring vom Finger und ebenfalls einen von meiner eigenen Hand, warf sie auf die Bühne und trampelte auf ihnen herum. Dann waren wir alle arm und brauchten Geld zu irgend etwas. Ich lief hinaus, um Geld zu holen, und kam zurück, als wenn ich meine Uhr zum allgemeinen Wohl versetzt hätte. Es waren auch andere Personen auf der Bühne. Ich hieß Robert (Name seines Sohnes, den der Patient sehr liebt und der ebenfalls große Zuneigung zu seiner Schwester hat). Ich hatte eine kleine Pistole in der Hand, die ich dem Mädchen, dessen Ring ich abgerissen hatte, mit den Worten übergab „damit kann man mich nicht trauen. Nimm sie!“ In diesem Augenblick ging die Pistole los und traf sie. Auch andere Leute auf der Bühne wurden verwundet. Ich war im Begriff hinauszulaufen, um mich reuevoll der Polizei zu stellen. Das Mädchen erklärte mich für einen Verbrecher, dann aber mischte sich eine ältere Person in die Sache, au-

scheinend meine Frau oder Mutter und tat Schritte, um die ganze Affäre zu unterdrücken (einer dieser Schritte war, daß sie befahl, das Haar aller Frauen auf der Bühne abzuschneiden); was anscheinend die Gefühle aller beschwichtigte.“

Ohne tiefer in den Traum einzudringen, wird doch sofort offenbar, daß er von einander widersprechenden Gefühlen beherrscht wird, die den oben erwähnten analog sind. Das Abreißen der Ringe, die altruistischen Gefühle, die das Versetzen der Uhr anzeigt, die Pistolenszene, die Reue, der Zorn des Mädchens, das selbstlose Betragen der Mutter (oder Gattin), das Abschneiden der Haare, alle weisen unfehlbar auf ein Spiel der Gefühle, das des Patienten onanistische Visionen und seine Lebensgeschichte im Detail illustriert haben.

Ich erlaube mir nun einige Bemerkungen hinzuzufügen, die, meiner Ansicht nach, geeignet sind, das an diesem Falle Gelernte in einer neuen Richtung fortzusetzen.

Die ganze Lebensgeschichte dieses Herrn war, wie gesagt, durch minderwertigkeitserregende, masochistische Bussen gekennzeichnet und durchdrungen. Die sadistische Tendenz könnte man als einen Protest gegen diese Züge auffassen oder aber, der Ambivalenzlehre nach, als die Kehrseite der masochistischen Gefühlsrichtung betrachten. Die eine oder die andere dieser Auffassungen wäre wohl vom Standpunkte der üblichen wissenschaftlichen Meinungen aus als die richtige zu bezeichnen. Nun möchte ich aber darauf aufmerksam machen, daß alle beide Betrachtungsweisen lediglich als beschreibende, nicht als erklärende Versuche aufzufassen sind.

Es sollte entweder ein solcher Mensch seinen Masochismus oder die zwei entgegengesetzten Triebe mit in die Welt gebracht haben oder aber dadurch, daß er sich nachträglich mit anderen Menschen vergleicht, soll ein Gefühl der Minderwertigkeit in ihm erzeugt worden sein.

Es dürfte wohl diejenigen, welche eine Neugier verspüren, dem Ursprung dieser Triebe oder dieser Tendenzen weiter nachzugehen, die Lust anwandeln, die Geschichte der Vorfahren oder gar die tierische Vorgeschichte biogenetisch zu durchforschen. Zu einem endgültigen, allgemein zufriedenstellenden Resultat könnte eine solche Forschung aber nie gelangen. Hinter der entdeckten Geschichte lägen immer weitere Geschichten.

Das, wonach man strebt, ist wohl, wo möglich der Natur eines solchen Minderwertigkeitsgefühls auf den Grund zu kommen, nicht aber sich auf einem historischen Pfad zu verlieren, der zu keinem logischen Endziel führt. So kommt man z. B. wohl nie auf die Natur des Raumes, wenn man immer nur neuen Raum hinzusetzt, in der Hoffnung, das Ganze endlich zu umfassen. Der Natur von etwas wirklich auf den Grund zu kommen, ist wohl nur dadurch tunlich, daß man Charakter-

züge oder vielmehr Energieäußerungen darin findet, welche den tiefsten Bewegungen unserer Natur entsprechen. Tiefer in irgend eine Sache einzudringen, wäre wohl unmöglich. Ich glaube nun, wir fangen alle an, minderwertige wie auch die gegenteiligen Tendenzen in uns selber zu entdecken, sobald wir uns, wenn auch nur halb bewußterweise, anstrengen, uns auf irgend eine Weise auszudrücken. Und zwar tun wir das nicht allein und nicht zunächst deshalb, weil wir uns mit unseren Eltern vergleichen, sondern weil wir jede einzelne Anstrengung mit dem uns innewohnenden Gefühl vergleichen, bessere und vollständigere Anstrengungen machen zu können.

Es würde allerdings eine solche Behauptung die Annahme voraussetzen, daß jedes Wesen tiefgehende, in den Abgründen der Seele verankerte Gefühle mit sich zur Welt bringt, Gefühle, die man (vom Standpunkt des Erwachsenen aus) als philosophische bezeichnen könnte. Ein jedes solches Wesen hat eine Art Ahnung, die wohl immer furchterzeugende Elemente enthält und die wir infolge unserer überlegenen Kenntnisse als ein Überzeugungsgefühl ansprechen können, den tiefsten Urkräften des Weltalls anzugehören. Nachdem ein solches Wesen dem Drange gehorcht, sich in der Außenwelt womöglich vollständig darzustellen oder sich zu duplizieren, stellt sich, gleichzeitig mit diesem Gefühl, sofort das entgegengesetzte Gefühl des Nichterreichenkönnens ein, aber nur um dem früheren wieder Platz zu machen. Dieses Gefühl ist also zu gleicher Zeit muteinflößend und furchterregend. In diesem Vorgang findet man sowohl die allerersten Anzeichen des Stärkegefühls als auch des Minderwertigkeitsgefühls, wie des Konflikts und des Schaffensdranges.

Wie das Problem „vom Bösen“ in der Welt als der letzte Grund aller Philosophie angesehen werden soll, genau so könnte man das minderwertige, masochistische Gefühl als den Hebel betrachten, mit dem man (durch angemessene Reaktion) auf die Sublimation kommen kann. Es ist also ein gewisses Quantum von Minderwertigkeitsgefühl allerdings als normal zu veranschlagen (eben weil kein Mensch sein möglich Bestes leisten kann), das „Mehr“ aber, das diesen oder jenen kennzeichnet (z. B. den König Amenhotep, für dessen Analyse wir Herrn Abraham¹⁾

¹⁾ „Es ist besonders hervorzuheben, daß Echnaton nicht die Sonne als Gottheit verehrte, sondern daß er die Wärme der Sonne, als lebenspendende Kraft, in Aton personifizierte . . . Echnaton stellt sich ihn nicht körperlich vor — wie die alten Götter — sondern geistig und unpersönlich. Er verbietet daher jede bildliche Darstellung des Gottes, darin ein Vorläufer der mosaischen Gesetzgebung! Aton ist die lebenspendende Kraft, der alles Lebende seine Existenz verdankt . . . Als Kern dieser Phantasieprodukte ergibt sich der Wunsch, sich selbst erzeugt zu haben, der eigene Vater zu sein. Von Aton aber, der für uns nur ein mit väterlicher Allmacht versehenes, zum Gotte erhobenes Abbild Echnatons ist, heißt es in dem mitgeteilten Hymnus, daß er sich selbst erzeugt habe!“ Abraham: „Amenhotep, IV (Echnaton)“, Imago, I. Jahrg., Heft 4.

herzlichen Dank schulden), kommt bloß durch die spätere Erfahrung zu stande. Daß durch die Sublimation dieses „Mehr“ sehr viel für das Wohlsein und den intellektuellen Fortschritt der Menschheit gewonnen werden kann, ist zweifellos.

Durch diese hier angedeutete Auffassungsweise findet also das Problem der wirklichen Herkunft der genannten Triebe sowie der „Libido“ (die nichts ist als ein Teil des selbsttätigen, energischen Prozesses der dem Weltall zu Grunde liegt) eine vollständigere Erklärung als sie auf andere Weise erhältlich wäre. Der Kreis unserer Untersuchung kann also als geschlossen angesehen werden, wenn es sich herausstellt, daß die verschiedenen Spezialprobleme in derselben Tracht daherschreiten wie das Hauptproblem, von dem sich immer erneuernden universalen Weltleben.

Ist es aber gerecht, der „Libido“ diese allerersten Eigenschaften umzuhängen oder, wenn man das schon tut, sollte nicht ein anderer Ausdruck dafür gefunden werden? Ich glaube nicht, daß das gerecht ist und hoffe später meine Gründe ausführlicher zu geben. Allerdings ist die Libido — sowie andere Formen der Energie — als selbsterneuernd und lebenspendend anzusehen. Als die fundamentalste bei den Menschen vorkommende Form derartiger Energie darf man sie aber nicht betrachten, ohne daß man bereit wäre, sie mit der selbsttätigen Kraft vollständig zu identifizieren, womit das Weltall als durchdrungen zu betrachten ist. Die Entdeckung dieser Kraft ist vielleicht die tiefste Wahrheit, die die Wissenschaft bis jetzt ans Licht gebracht hat. Die Jungsche Betrachtungsweise deutet, meiner Meinung nach, auf obige Auffassung als notwendige Folgerung.¹⁾

Der erste wirkliche Schritt zu einer Lösung jener schweren Rätsel von dem Wie und Woher des Weltalls, der Existenz, des Lebens usw. wäre gewiß getan, wenn wir uns dazu bequemen könnten, alle weltlichen Erscheinungen auf ein einziges Prinzip, auf eine einzige Tätigkeitsform zu reduzieren. Auf den ersten Blick erscheint uns allerdings gerade dieser Schritt in das größte aller Rätsel zu verwickeln, nämlich in jenes, das die Frage aufwirft, wie ein einziges Tätigkeitsprinzip oder eine einzige Tätigkeitsform so mannigfache Erscheinungen aus sich entwickeln kann, z. B. jene Vielheit von Persönlichkeiten, als die wir uns selbst fühlen. Damit dies geschehen kann, müßte man anscheinend annehmen, daß eine einheitliche Energieform die Kraft hätte, auf sich selbst zu

¹⁾ Dr. C. G. Jung's ausführlicher Artikel über die „Wandlungen und Symbole der Libido“ (II. Teil) enthält auch viele Zitate und Meinungen, die man in diesem Zusammenhang merken sollte. Indem er den Libidobegriff erweitert, sucht er diese Form der Energie auf eine Höhe zu bringen, wo sie als die fundamentalste aller Kraftformen anerkannt werden muß (siehe Sec. I., besonders S. 170—171). Die Libido ist selbsterzeugend und selbsterneuernd usw., wie man auch früher von der Sonne glaubte.

wirken, d. h. daß sie sogleich als Objekt und Subjekt zu dienen vermag. Eine solche Vorstellung aber ist dem „naturwissenschaftlichen“ Geist zuwider, trotzdem es sich jetzt zu zeigen scheint, daß gerade das zu tun die erste und wichtigste Funktion der Lebensessenz ist, gleichbedeutend, ob man sie als Libido oder *poussée vitale* oder „Selbstbetätigung“ (der Metaphysiker) bezeichnet. Die Eigenschaften, die Jung der Libido zuschreibt (Selbsterneuerungskraft usw.), sind eben den von Platon und Hegel der selbständigen Energie zugeteilten Eigenschaften vollkommen gleichzusetzen. Von derartigen Beweisführungen abzusehen, ist nicht zulässig.

Tiefer kann man überhaupt nicht gehen, denn dieser Prozeß der Selbstteilung (nach dem Prototyp der biologischen Selbstteilung der Zelle, der Spaltung in männlich und weiblich, genau das also, was die Selbstteilung der Urwesen einschließt, das Atman der ostindischen Sagas)¹⁾ ist die fundamentalste Tatsache der ganzen Natur. Ohne diese tiefste Tatsache zu „begreifen“, d. h. ihre Identität mit dem Tiefsten in uns zu fühlen oder erkennen, können wir überhaupt nichts wirklich begreifen — oder, anders ausgedrückt, ohne diesen Hintergrund für unsere Sprache und unsere Begriffe zu erkennen, können wir auch weiterhin nur immer in Gleichnissen und Symbolen sprechen, ohne uns bewußt zu werden, daß wir eben nur Gleichnisse und Symbole gebrauchen.

Wenn wir aber andererseits diese fundamentalste Wahrheit begreifen lernen und uns immer mehr und mehr der Realität bewußt werden, die dem Symbolismus unseres Lebens zu Grunde liegt, gewinnen wir auch die Macht, alles aus dem tiefsten und reinsten Wesen unserer Natur heraus zu verstehen. Wir entdecken dann, daß, während die Form jedes geistigen Prozesses dieselbe ist (nämlich ein Bestreben sich darzustellen), das Resultat derselben sich unendlich variiert, je nach der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit des Resultates. Die bunten Erscheinungen unseres Lebens drücken jene Varietäten und Abstufungen dieses Prozesses symbolisch aus. Unser Kraftgefühl, unsere Freude am Erfolg oder unsere Enttäuschung bei Mißerfolg deuten an, daß wir uns fortwährend an einer ziemlich bestimmten, wenn auch nicht immer definierbaren Vollkommenheitsnorm messen. Nach demselben Prinzip erkennen wir eine gemeinsame Norm (des Rhythmus und „fitness“), die uns befähigt, den Genuß, den wir aus einem unserer Sinnesorgane ziehen (Musik), in einen anderen, aus einem anderen Sinnesorgan gezogenen, zu übersetzen.²⁾

¹⁾ Cf. Jung, Wandlungen der Libido, II.

²⁾ Ich beziehe mich auf die Selbstbiographie der taub-blinden Helen Keller, welche sich über diese allgemeine Grundlage für die verschiedenen Sinneswahrnehmungen sehr schön und beweisend ausgesprochen hat.

II.

Die Bedeutung des Großvaters für das Schicksal des Einzelnen.

Von Prof. Dr. Ernest Jones (London).

In einem fesselnden Aufsatz, an den der Titel dieser Arbeit den Leser erinnern wird, hat Jung bereits ausgeführt, welche Bedeutung die Persönlichkeit des Vaters für die Entwicklung des einzelnen haben kann, und jeder Psychoanalytiker muß diese Erfahrung bestätigen, da er sie an jedem neuen Fall, den er studiert, wiederholen muß. Doch scheint es mir, daß auch der Einfluß des Großvaters vielleicht eine größere Aufmerksamkeit verdient¹⁾, als ihm bisher entgegengebracht wurde, da auch von hier aus wertvolle Aufschlüsse für viele Charakterzüge und neurotische Reaktionen gewonnen werden können. Rank hat allerdings in seinen mythologischen Studien²⁾ die Rolle, die der Großvater in der Phantasie spielen kann, zu wiederholten Malen aufgezeigt, aber der rein klinischen Seite des Gegenstandes wurde verhältnismäßig wenig Beachtung geschenkt.

Es ist wahrscheinlich, daß das Interesse, die Bewunderung und die Phantasien, die sich auf den Großvater beziehen, immer von einer ähnlichen Haltung abgeleitet sind, die früher dem Vater gegenüber eingenommen wurde, aber es gibt einige wichtige Punkte, in denen die Figur des Großvaters sich von anderen Wiederholungen der Vater-Imago unterscheidet. In erster Linie hat sie die Fähigkeit, viel älter als die anderen zu sein, da sie oft bis in die früheste Kindheit zurück geht. Besonders um die Zeit, wo der Knabe seinen „Familienroman“ (Freud) auszuspinnen beginnt und den wirklichen Vater abzuschütteln sucht, indem er ihn in seiner Phantasie durch eine befriedigende Figur (aus der in der zweiten großen Verdrängungsperiode, in der Pubertät, Gott wird) ersetzt, mag der Großvater als genehmer Stellvertreter sich darbieten. Wie seit

¹⁾ Mutatis Mutandis ist das folgende ebenso auf die Großmutter anwendbar, aber der Einfachheit zu Liebe können wir unsere Bemerkungen auf einen Großelternanteil beschränken.

²⁾ Siehe insbesondere „Der Mythos von der Geburt des Helden“ und „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“.

Ranks Studien bekannt ist, ist die Ersatzfigur immer mit Eigenschaften des Vaters ausgestattet, so daß eine Analyse der Phantasie uns erst recht wieder auf den Vater zurückbringt. Der Großvater ist deshalb für diese Wahl besonders geeignet infolge seiner Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit dem Vater (wenn es ein väterlicher Großvater ist). Der Vorgang wird oft durch die größere Zärtlichkeit und Duldsamkeit unterstützt, die meist die Haltung eines älteren Mannes gegen Kinder kennzeichnet; mancher strenge Vater wird später ein nachsichtiger Großvater, zum Teil vielleicht weil sich sein Gefühl der Verantwortlichkeit für die Erziehung des Kindes mit der zunehmenden Philosophie des Alters abstumpft. Wenn das Kind heranwächst, wird die schon hergestellte Assoziation verstärkt durch die noch größere Ähnlichkeit des Vaters mit dem Erinnerungsbild des Großvaters.

Ein tieferer Grund für diese Assoziation ist der folgende. In sehr vielen Kindern ist der Wunsch lebendig, die Eltern ihrer Eltern zu werden, und sie können sogar den phantastischen Glauben haben, daß im selben Maße, als sie größer wurden, ihre Eltern sich verkleinern, so daß mit der Zeit die gegenseitige Position beider sich umkehren würde. Diese seltsame Phantasiebildung, die wahrscheinlich eine der Quellen des Glaubens an die Reinkarnation ist, hängt selbstverständlich innig mit inzestuösen Wünschen zusammen, da sie eine Übertreibung des häufigeren Wunsches ist, sein eigener Vater zu sein. Dennoch dient sie auch der feindseligen Einstellung gegen die Eltern und erfüllt den Wunsch, die wirkliche Situation so abzuändern, daß das Kind denen befehlen kann, die jetzt ihm befehlen. Eine amüsante Annäherung an die Realisierung dieser Phantasie in der Wirklichkeit bieten die gelegentlichen Fälle, in denen Vater und Sohn eine Mutter und deren Tochter heiraten; der Sohn wird so der Ehegatte der Schwiegermutter seines Vaters, d. h. sozusagen der Vater seines Vaters und der Vorfall wird in den Zeitungen gewöhnlich erwähnt unter der Marke: „Ein Mann wird sein eigener Großvater.“

Im Falle des mütterlichen Großvaters kommt ein weiterer Faktor ins Spiel. Wenn die Mutter, wie es so häufig geschieht, ihrem Vater übermäßig zugetan ist (infantile Fixierung), so fühlt der Sohn instinktiv, daß der letztere, d. h. sein Großvater sein Nebenbuhler bei der Mutter ist, vielleicht sogar mehr als der Vater. Es entsteht dann eine Ödipus-situation, in der die Rolle des Laios vom Großvater übernommen wird. Rank hat auf einige schöne Beispiele aus der Mythologie, in denen diese Situation geschildert wird, aufmerksam gemacht; die typische Gestalt ist jene, wo ein Tyrann seine Tochter eingesperrt hält, so daß sie nicht heiraten kann, der Liebhaber alle Schwierigkeiten besiegt und der Sohn dann die Rache ausführt, indem er seinen Großvater, der nach dem Besitze der Mutter gestrebt hatte, erschlägt.

In den bisherigen Ausführungen wurde der Gegenstand vom Gesichtspunkte des Knaben aus behandelt, aber ganz Ähnliches gilt auch für das Mädchen. Auch hier ist der Großvater ein Ersatzmann des Vaters. In der oben erwähnten Phantasie, die wir die „Generations-Umkehrungs-Phantasie“ nennen können, wird das Mädchen, wenn sie sich zur Mutter ihrer Eltern macht, offenbar gleichzeitig zur Frau des Großvaters, ebenso wie der Knabe unter diesen Voraussetzungen der Mann seiner Großmutter wird. Ich möchte jene, die das, was ihnen nur als unsinnige Einbildung gilt, mit einem Lächeln abtun wollen, bitten daran zu denken, daß in der christlichen Religion (ich habe die Frage bei anderen Religionen nicht untersucht) eines der offiziellen Gebote lautet: „Du sollst deinen Großvater (resp. Großmutter) nicht ehelichen.“ Keine Religion verbietet mit solchem Ernste Dinge, die niemand zu tun wünscht. Es ist richtig, daß uns heute dieses besondere Verbot äußerst überflüssig scheint, aber man darf nicht vergessen, daß manches Begehren, das heute nur in versteckten Phantasien befriedigt werden kann, in der Vergangenheit eine schwächere Schranke zu durchbrechen hatte, um zur Verwirklichung zu gelangen.

Einige der Resultate des „Großvater-Komplexes“ sollen nun erwähnt werden. Das auffallendste ist eine Tendenz zur Gerontophilie, d. h. eine Neigung zu alten Leuten, die auch daher stammen kann, daß der Vater über das mittlere Alter schon hinaus war, als das Kind geboren wurde. Man braucht nur an die merkwürdige Vorliebe zu erinnern, die manche Frauen und besonders junge Mädchen für alte Männer zeigen; während ich dies niederschreibe, höre ich von einer Heirat zwischen einem Mann von 84 Jahren und einem Mädchen von 19, wobei das Geld gar keine Rolle spielte; ähnliche Vorfälle sind keineswegs selten. Das männliche Gegenstück ist natürlich die fast ebenso häufige Anziehungskraft älterer Frauen für die Männer.

Ungewöhnliches Interesse an der Abstammung und den Vorfahren läßt sich manchmal auf diesen Komplex zurückführen, obgleich die Wißbegierde hinsichtlich des Problems der Geburt vielleicht eine noch allgemeinere Quelle dafür ist. Ich erinnere mich einer Patientin, die durch dieses Studium ganz ausgefüllt war. Sie hatte zwanzig Jahre damit zugebracht, ihren Familienstammbaum in allen seinen Verzweigungen zu erforschen und hatte manche Linien bis auf mehr als vierhundert Jahre zurückverfolgt. Ihr Vater war gestorben, als sie noch ein Kind war, und sie war im Hause ihres Großvaters aufgewachsen, den sie verehrte. Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß in jenen Teilen Asiens, wo alte Leute besonders verehrt und mit ungewöhnlicher Untertänigkeit behandelt werden, irgend eine Form des Ahnenkultus regelmäßig herrschend ist, sei es nun als direkte Anbetung oder als heilige Ehrfurcht.¹⁾ Die Art

¹⁾ In anderen „zivilisierteren“ Ländern kann man oft das Gegenteil sehen, nämlich daß die Ehrfurcht durch Feindseligkeit ersetzt wird. Dort, wo alten Leuten

und Weise, wie Gefühle, die einst dem Vater galten, auf entferntere Figuren übertragen werden können, wenn der Vater der Abwehr unterliegt, wurde von Abraham in seiner letzten ägyptischen Studie in der „Imago“ trefflich illustriert.

Wie sehr mancher Knabe dem Großvater „nachgerät“, sei es in Charakterzügen oder der allgemeinen Geistesrichtung oder selbst in Einzelheiten des Benehmens, ist oft konstatiert worden; die Häufigkeit der Fälle, in denen ein Knabe seinem Großvater ähnlich wird, ist so wohl bekannt, daß sich darüber mehrere sprichwörtliche Redensarten bilden konnten. Insbesondere bei den Untersuchungen über das Genie war dies einleuchtend, da sich die Serie „Mittelmäßigkeit-Genie-Mittelmäßigkeit“ oder „Genie-Mittelmäßigkeit-Genie“ weit häufiger nachweisen ließ als das Vorkommen des Genies in unmittelbar aufeinanderfolgenden Generationen. Diese gut belegte Tatsache, für die ich keines der zahlreichen Beispiele zu geben brauche, da jedem Leser einige gegenwärtig sein dürften, hat zur Aufstellung mehrerer scharfsinniger Gesetze und allgemeiner Regeln Anlaß gegeben, welche die „generationsweise Abwechslung beim Genius“ formulieren und begründen. Aber wir können alle diese Sätze vielleicht überflüssig machen, wenn wir uns nur klar vor Augen stellen, wie einerseits der Einfluß eines großen Vaters den Sohn zu Boden drückt und andererseits die Figur des Großvaters in der oben dargelegten Weise der Mittelpunkt des innigsten Interesses des Enkels werden kann. Dasselbe gilt auch von anderen Eigenschaften als dem Genie; besonders Trunksucht bietet ein gutes Beispiel.

Mit unserem Gegenstand hängt ein interessantes Produkt der oben besprochenen „Generations-Umkehrungs-Phantasie“ im späteren Leben zusammen. Sie wird nämlich zu einer der Quellen für die inzestuöse Neigung der Eltern zu ihren Kindern, wohl auch für die normale Elternliebe und für Paedophilie im allgemeinen. Ich habe zum Beispiel regelmäßig beobachtet, daß ein Mann, der eine abnorm starke Zuneigung zu seiner Tochter verrät, auch eine gleich starke infantile Fixierung an seine Mutter zeigt. In seiner Phantasie zeugt er seine Mutter (z. B. indem er sie rettet), wird ihr Vater und gelangt so dahin, später seine wirkliche Tochter mit seiner Mutter zu identifizieren. Im Seelenleben der gegenwärtigen Generation wird die vergangene und die zukünftige zu einer Einheit verschmolzen, so wie sonst in der Phantasie Vergangenheit und Zukunft als identisch behandelt und miteinander verwechselt werden. So stehen Mutterkomplex und Tochterkomplex in nahem Zusammenhange, und ebenso Vater- und Sohnkomplex. Das

ohne besondere Achtung begegnet wird und wo „von seinem Großvater geleitet werden“, wie man es volkstümlich nennt, als Schande gilt, läßt sich dementsprechend auch der Mangel an Stolz auf die Familientradition und die Abstammung konstatieren.

gleiche gilt natürlich von anderen Gefühlseinstellungen, wie von der Liebe, so z. B. vom Haß; der berühmte Fall des Grafen Cenci ist ein schlagender Beleg dafür.

Zum Schluß seien einem noch stärker vernachlässigten Familienmitglied einige Worte gewidmet, nämlich der unverheirateten Tante. Ich hatte mehrere Patienten, deren Interesse und Neigung sich um ihre Figur gruppiert hatte, die dann infolge einer Verallgemeinerung für alle alten Jungfern zärtlich empfanden; einer besonders verliebte sich in jedes ledige Mädchen über vierzig Jahre, mit welchem er zusammentraf. Der Sinn dieser Gefühlseinstellung ist klar: die unverheiratete Tante ist der Ersatz für die jungfräuliche Mutter, eine Vorstellung, die auf so viele Religionen mächtig gewirkt hat.

Abraham hat in seiner Untersuchung über die Verwandtenehe¹⁾ den Sinn der Neigung zu den Geschwisterkindern aufgedeckt und ihren inzestuösen Ursprung nachgewiesen. In den obigen Ausführungen habe ich mich bemüht, seine Resultate zu erweitern, indem ich auf die Gefühlseinstellung zu anderen Familiengliedern hinwies. Man kann getrost die Verallgemeinerung wagen, daß alle Teile der Familiengruppe, vom Bruder bis zum Großvater, von der Schwester bis zur Tante nur Ersatzbildungen der Imago der ursprünglichen Dreieinigkeit sind, die Vater, Mutter und Kind miteinander bilden.

¹⁾ Jahrbuch, 1909, Bd. I, Seite 110 u. ff.

III.

Einige Bemerkungen über die Rolle der Großeltern in der Psychologie der Neurosen.

Von Dr. Karl Abraham (Berlin).*)

In meiner psychoanalytischen Tätigkeit fiel mir von jeher auf, daß manche Neurotiker und Geisteskranke immer wieder das Gespräch auf den Großvater oder auf die Großmutter brachten, obwohl die Großeltern in keinem der einschlägigen Fälle die Lebensschicksale jener Individuen entscheidend beeinflußt hatten. So verschieden unter einander nun die Krankheitsfälle waren, welche diese Erscheinung darboten, so führte die Psychoanalyse doch zu einem gleichförmigen Ergebnis: die besondere Hervorhebung des Großvaters oder der Großmutter wurzelte stets in einer heftigen Ablehnung des Vaters resp. der Mutter.

Die tieferen Ursachen der eigenartigen Erscheinung werden uns, wie so vieles andere im Wesen der Neurotiker, begreiflich, wenn wir das Verhalten der Kinder zum Vergleich heranziehen. Zwei Beispiele aus dem Leben eines gesunden oder doch nur leicht neurotischen Knaben mögen den Beweis liefern.

Der Knabe gibt sich der typischen Phantasie hin, der Prinz eines von ihm erdachten Reiches zu sein. Den König des Reiches stattet er mit ganz denjenigen Eigenschaften aus, die ihm bei seinem Vater besonderen Respekt einflößen. Später setzt er diesem König noch einen Vater (sich selbst also einen Großvater) vor, den er mit der Fähigkeit, durch sein Wort Dinge zu erschaffen, d. h. also mit göttlicher Allmacht ausstattet. Der Effekt ist klar: dem Vater, der in den Augen des kleinen Kindes allmächtig gewesen war, wird ein Höherer vorgesetzt, den auch er respektieren muß; damit wird seine ihm früher zugeschriebene Omnipotenz bestritten. Es ist zu bemerken, daß der Knabe seine beiden Großväter nicht gekannt, die großväterliche Gestalt in seinem Fabelreiche also im wesentlichen aus eigener Phantasie geschaffen hatte.

*) Die Arbeit ist kurz nach der vorstehenden eingelangt und unabhängig davon entstanden. Anmerkung d. Red.

Derselbe Knabe wird einmal von seiner Mutter bestraft. Unter Tränen erklärt er ihr: „Jetzt heirate ich die Großmama!“ Er gibt also bei dieser Gelegenheit der Mutter in negativer Form die Erklärung, daß er eigentlich sie habe heiraten wollen. Wegen der ihm widerfahrenen, als ungerecht empfundenen Behandlung verschmäht er sie (natürlich nur vorübergehend) und zeigt ihr, daß noch eine Mächtigere, Gütigere und zugleich ihm Gewogenere über ihr stehe.

Der Knabe spielt seine Großeltern gegen seine Eltern aus. Er gibt damit der Vorstellung Ausdruck, daß es Wesen gebe, die an Macht, bezw. an Güte noch über den Eltern stehen. Vielleicht ist der Hinweis nicht überflüssig, daß dem Kinde eine solche Auffassung durch die Sprache besonders nahe gelegt wird. „Großvater“, „grandfather“, „grand-père“ und andere analoge Bezeichnungen lassen uns vermuten, daß das Kind in dieser Wertschätzung der Großeltern nur wiederholt, was die Menschheit seit Urzeiten getan hat. Das Kind faßt hier, wie in so vielen anderen Fällen, das Wort in seiner vollen ursprünglichen Wertigkeit auf.

An das Verhalten dieses Kindes werden wir erinnert, wenn wir den folgenden Ausschnitt aus einer Krankengeschichte unter psychoanalytischen Gesichtspunkten betrachten. Es handelt sich um einen sehr frühzeitig an Dementia praecox erkrankten jungen Mann. In seinen Halluzinationen und Wahnvorstellungen spielte seine Großmutter (von mütterlicher Seite) eine zunächst nicht verständliche Rolle. Oft sprach der Kranke von der immer wiederkehrenden Vision auch als von seiner „Urgroßmutter“.

Der Kranke war als kleiner Knabe in ganz ungewöhnlichem Maße an seine Mutter attachiert gewesen. Er hatte sie mit größter Eifersucht bewacht und sie kaum für einen Augenblick dem Vater oder seinen Geschwistern gegönnt. Als später die Psychose nach und nach manifest wurde, hatte er sich in äußerster Feindseligkeit gegen die Mutter verschlossen. Wie der Kranke nun vordem in seinem gesamten Wesen völlig von seiner Mutter abhängig gewesen war, so fühlte er sich in der Psychose beherrscht durch die „Großmutter“. Sie erschien ihm, um ihm Befehle und Verbote zu geben. Er selbst überhäufte ihre Erscheinung mit den unfähigsten Schimpfwörtern, so wie er seine Mutter, wenn sie ihn einmal besuchte, in schroffster Art zurückzuweisen pflegte.

Der Patient befindet sich in einer dauernden feindlichen Einstellung seiner Mutter gegenüber. Er tut dauernd, was der im ersten Beispiel erwähnte (gesunde) Knabe in einer Affektaufwallung vorübergehend tat: er ersetzt die Mutter durch die Großmutter. Hier zeigt sich die Überdeterminiertheit psychischer Reaktionen. Der Kranke kann seine wüsten Schimpfreden weit ungehemmter gegen die Großmutter oder Urgroßmutter richten, die für ihn kein Wesen von Fleisch und Blut ist, als

gegen seine Mutter, an die er im Grunde noch ebenso wie früher fixiert ist. Der Ersatz der Mutter durch die Großmutter erlaubt dem Patienten ferner eine kindliche Einstellung zu der von ihm halluzinierten Person, und einer solchen Einstellung vermag er offenbar nicht zu entraten.

Ein Zwangsneurotiker, bei welchem sich die Ablehnung des Vaters in mannigfacher Weise und mit größter Heftigkeit äußert, stellt seinem Vater den Großvater von mütterlicher Seite gegenüber. Der Patient wurde von seinem Vater, der in bescheidenen Verhältnissen lebte, puritanisch erzogen. Er besuchte dann einmal mit seiner Mutter den Großvater an dessen Wohnort. Der alte, wohlhabende Mann, der über den Besuch seines Enkels überaus erfreut war, überhäufte ihn mit Geschenken und verausgabte dafür Beträge, die dem Knaben ungeheuer groß vorkamen. Von nun an nahm sein Widerstand gegen den Vater eine bestimmte Form an. Der Vater erschien ihm noch mehr als vorher lediglich als Tyrann, während der freigebige Großvater zum Vater-Ideal erhoben wurde. Während der psychoanalytischen Behandlung hatte der Patient u. a. einen Traum, in welchem er mit seiner Mutter nach dem Wohnort des (jetzt längst verstorbenen) Großvaters reiste.

In den Ideengängen eines andern Neurotikers geht neben der Gestalt des Vaters diejenige des Großvaters (von mütterlicher Seite) beständig wie ein Schatten einher. Die Psychoanalyse wies nach, daß die feindselige, revolutionäre Einstellung des Sohnes gegenüber dem Vater in dieser Erscheinung einen sehr gemilderten Ausdruck fand. Der Patient brachte neben anderen hierher gehörigen Materialien vor, daß ihm in seiner frühen Jugend der Großvater, der sich bereits ins Privatleben zurückgezogen hatte, immer wie ein entthronter Gott, wie Kronos erschienen sei. Indem der Knabe den entthronten Großvater neben den herrschenden, noch jugendlichen Vater stellte, sprach er sich in versteckter Weise den Trost zu, auch der Vater werde nicht ewig regieren, sondern eines Tages entthront sein wie der Großvater.

Es kommt auch vor, daß ein Neurotiker sich mit einem starken Affekt des Hasses von seinem Vater abwendet, zum Ersatz aber in der Phantasie Beziehungen zwischen sich selbst und den fernsten Vorfahren (den „Vätern“) herstellt. Ich beobachte augenblicklich einen solchen Fall, muß mir aber aus äußeren Gründen die Mitteilung von Einzelheiten versagen.¹⁾ Ich habe übrigens in meiner Studie über Amenhotep IV. bereits ähnliches nachgewiesen.²⁾

Die Psychoanalyse lehrt uns zahlreiche Wege kennen, die von der neurotischen Phantasie eingeschlagen werden, um die Macht des Vater- oder Mutterkomplexes zu paralysieren. Man kann diese Phantasien der

¹⁾ Die heftigste Wut des Patienten knüpfte sich an ein Erlebnis, das ihn aufs höchste erregt hatte, d. h. an eine Beobachtung des sexuellen Verkehrs der Eltern.

²⁾ Imago, Bd. I., 1912, Heft 4.

Neurotiker in drei Gruppen teilen. Die am weitesten gehenden unter diesen Phantasien sind Beseitigungs-Vorstellungen. Es ist bekannt, in wie mannigfaltiger Form Todeswünsche gegen Vater oder Mutter in der Neurose Ausdruck finden.

Eine zweite Gruppe von Vorstellungen dient der Verleugnung der Eltern, besonders häufig des Vaters: so genannte Abstammungsphantasien.

Endlich sucht der Neurotiker sich des Elternkomplexes zu erwehren, indem er die Macht des Vaters resp. der Mutter herabsetzt. Eine Herabsetzung geschieht aber auch dadurch, daß dem Vater ein Mächtigerer vorgesetzt wird.

In letzterer Hinsicht sei noch daran erinnert, daß manche Neurotiker die Gepflogenheit haben, bewußt oder unbewußt gegen jedwede Autorität eine andere auszuspielen. Widerstände gegen den Arzt äußern sich während der psychoanalytischen Kur nicht selten in dieser Weise.

Auch die Religiosität mancher Neurotiker wird im Wesentlichen aus diesen Quellen gespeist. Der Glaube an eine göttliche Allmacht, oder an eine das menschliche Leben prädestinierende Schicksalsmacht gibt dem Neurotiker den Trost, daß auch der Vater, dem er sich infolge seiner unbewußten Fixierung gänzlich unterworfen fühlt, nicht allmächtig sei, sondern noch eine höhere Macht über sich habe.

Am Schluß sei es gestattet, noch kurz auf ein analoges Phänomen in der Völkerpsychologie zu verweisen. Eine Verschiebung der Autorität vom Vater auf entferntere Vorfahren dürfte auch dem Ahnenkultus zu Grunde liegen. Freilich verehrt hier nicht mehr der Einzelne einen bestimmten Ahnen, sondern eine größere Gemeinschaft von Menschen stattet einen gemeinsamen Stammvater mit einer Macht aus, die in der väterlichen Autorität ihr Vorbild hat.

V.

Zum Thema: „Großvaterkomplex“.

Von Dr. S. Ferenczi, Budapest.

Die vorstehenden Arbeiten Abrahams und Jones' geben eine fast erschöpfende Würdigung der Bedeutung, die die Beziehungen zu den Großeltern oft für das ganze Leben der Enkelkinder gewinnen. Im Anschlusse daran möchte ich einige Beobachtungen, die ich über diesen Gegenstand sammelte, kurz zusammenfassen.

Ich fand, daß der Großvater die Phantasie des Kindes in zweifacher Weise beschäftigt. Einerseits ist er ihm wirklich der imposante Greis, der sogar dem sonst allmächtigen Vater Achtung gebietet, dessen Autorität es sich also aneignen und in seiner Auflehnung gegen den Vater ausspielen möchte. [Abraham, Jones.] Andererseits ist er aber auch der hilflose, schwache, alte Mann, dem der Tod nahe bevorsteht, der sich mit dem kräftigen Vater in keiner Hinsicht (besonders in der sexuellen nicht) messen kann, daher für das Kind ein Objekt der Geringschätzung wird. Sehr oft ist es gerade die Person des Großvaters, die dem Enkelkind zum erstenmal das Problem des Todes, das endgültige „Wegsein“ eines Angehörigen nahebringt und das Kind kann dann seine feindseligen aber ob der Ambivalenz verdrängten Phantasien über den Tod des Vaters auf den Großvater verschieben. „Wenn der Vater meines Vaters sterben kann, wird auch mein Vater einmal sterben (und ich in den Besitz seiner Vorrechte gelangen)“: so etwa lautet die Phantasie, die sich hinter Deckerinnerungen und Deckphantasien, welche sich mit dem Tode des Großvaters beschäftigen, zu verstecken pflegt. Durch den Tod des Großvaters wird übrigens die Großmutter ledig; manches Kind greift nun (um das Leben des Vaters zu schonen und die Mutter doch allein besitzen zu können) zum Auskunftsmittel, daß es in der Phantasie den Großvater sterben läßt, die Großmutter dem Vater schenkt, und sich die Mutter behält. „Ich schlafe mit meiner Mama, du sollst mit deiner Mama schlafen“¹⁾ denkt das Kind und kommt sich dabei gerecht und großmütig vor.

¹⁾ Solche Aussprüche kleiner Kinder sind mir von zuverlässiger Seite mitgeteilt worden. — Ein schönes Beispiel dieser Art findet sich in der von Freud publizierten „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“ (Jahrbuch f. Psa., I. Bd.,

Ob sich die Imago des „schwachen Großvaters“ oder die des „starken Großvaters“ (im letzteren Falle mit Identifizierungstendenzen) im Kinde fixiert, hängt im wesentlichen von der Rolle ab, die der Großvater in der Familie in Wirklichkeit spielt.

Wo der Großvater der Herr im Hause, der eigentliche Patriarch ist, dort überflügelt das Kind in seiner Phantasie den machtlosen Vater und hofft die ganze Gewalt des Großvaters direkt zu erben; in einem solchen Falle, den ich analytisch untersuchen konnte, konnte sich das Kind nach dem Tode des mächtigen Großvaters dem zur Macht gelangten Vater niemals unterordnen; es behandelte ihn einfach als Usurpator, der ihm seinen rechtmäßigen Besitz geraubt hat.

Die Imago des „schwachen Großvaters“ prägt sich besonders scharf den Kindern solcher Familien ein, in denen (was häufig vorkommt) die Großeltern schlecht behandelt werden.

1909. S. 74 f.), wo der kleine Hans sich zum Mann seiner Mutter und damit zu seinem eigenen Vater ernannt, während er seinem Vater dessen eigene Mutter, also des Kleinen Großmutter, überläßt, wozu Freud bemerkt: „Es geht alles gut aus. Der kleine Ödipus hat eine glücklichere Lösung gefunden, als vom Schicksal vorgeschrieben ist. Er gönnt seinem Vater, anstatt ihn zu beseitigen, dasselbe Glück, das er für sich verlangt; er ernannt ihn zum Großvater und verheiratet auch ihn mit der eigenen Mutter“.

V.

Entwertung des Verdrängungsmotivs durch Rekompense.

Von Dr. Victor Tausk.

I.

Freuds Entdeckung, daß das Vergessen von Vorstellungen allemal durch ein Unlustmotiv bedingt ist, stellt das korrelative Problem: wie kommt es, daß die verdrängte Vorstellung nach einer Serie von freien Einfällen wieder ins Bewußtsein tritt? Hat etwa die Vorstellung im Verlauf der Assoziationen ihre Unlustbetonung verloren oder hat die Unlust ihre Qualität als Verdrängungsmotiv eingebüßt? In diesen Fassungen ergibt sich das Problem aus einer allgemeinen psychobiologischen Denkgewohnheit. Die Antwort, die im Sinne Freuds von diesem Standpunkt aus auf die Frage zu geben ist, lautet: das Subjekt nimmt eine geringere Unlust — die Unlust, die mit der Reproduktion der verdrängten Vorstellung verbunden ist — auf sich, um eine größere, die aus dem Versagen der intendierten Denktätigkeit entspringt, zu verhüten. Insofern es sich um psychische Fehlleistungen normaler, zweckbewußt denkender Menschen handelt, darf man dem Bedürfnis nach ungestörter psychischer Leistung wohl die Kraft zumuten, den Widerstand gegen das Erinnern im Gedankengang fälliger, aber verdrängter Vorstellungen, zu überwinden. Die Parallele mit der Neurose ergibt sich von selbst. Dort ist es der Druck der Krankheit, der den Antrieb zur Gesundung und somit zur Aufhebung der Verdrängung liefert. In allen Fällen sehen wir, daß die Unlustverhütung, die durch die Verdrängung bezweckt wird, eine relative ist: die Überwindung des Widerstandes ist der relativen Entwertung des Verdrängungsmotivs durch die Androhung der größeren Unlust zuzuschreiben, die aus dem Versagen der zweckbewußten Denktätigkeit hervorgeht. Der Gewinn an psychischer Leistungsfähigkeit, der sich aus der Verfügung über eine nicht entbehrliche Vorstellung ergibt, ist die Lustprämie für die Überwindung des Widerstandes. Die Unlust, deren Verhütung der Widerstand sichern wollte, wird ein Mittel

zum Lusterwerb. Was Lust erwirbt, hat den Lustcharakter, auch wenn Pein dabei ist: es gibt eben auch eine schmerzliche Lust.¹⁾

Eine rein psychologische Betrachtungsweise findet das Problem in der Tatsache, daß der Reproduktion der verdrängten Vorstellung eine bestimmte Anzahl von Assoziationen vorausgeht, die eben durch das Auftauchen der verdrängten Vorstellung ihren Abschluß findet, so daß wir ein abgegrenztes Forschungsmaterial vor uns haben, von dem wir erwarten müssen, daß es beide Mechanismen, den der Verdrängung und den der Aufhebung der Verdrängung, repräsentieren und preisgeben werde. Mit anderen Worten: die Frage steht offen, warum die vergessene Vorstellung eben an einer bestimmten und nicht an einer anderen Stelle, i. e. nach einer längeren oder kürzeren Assoziationskette zum Vorschein gekommen ist. Da wir das Vergessen der Vorstellung auf die Wirkung des Affekts bezogen haben, so müssen wir auch das Auftauchen der Vorstellung im Bewußtsein zu diesem speziellen Affekt in Beziehung bringen.

Es muß ein Motiv geben, das eben an dieser Stelle der Assoziationsreihe den Affekt zum Bewußtsein zuließ und dieses Motiv muß in der spezifisch psychischen Leistung ein psychologisches sein. Der Affekt mußte im Laufe der Assoziationen ein bestimmtes Schicksal erfahren haben, so daß er an einer bestimmten Stelle der Assoziationsreihe wieder bewußtseinsfähig wurde. Mit anderen Worten: Wie suchen die psychologische Repräsentanz der eingetretenen relativen Entwertung des Verdrängungsmotivs. Es ist klar, daß hier mit biologischen Suppositionen von einem Mechanismus zur Erhaltung der Euphorie nicht gedient ist. An dieser Stelle läßt sich der wesentliche Unterschied zwischen biologisierendem und psychoanalytischem Denken in der Psychologie deutlich zeigen. Die durch die endopsychische Zensur bestimmte Auswahl der psychischen Reaktionen, die zum Bewußtsein zugelassen werden, ist von der Verwertbarkeit dieser Reaktionen für Zwecke der sozialen Kommunikation oder der Orientierung in der Außenwelt zunächst unabhängig. Die Arbeit der Zensur wird von einem Prinzip getragen, für das die soziale Leistungsfähigkeit des Individuums nur bedingungsweise Wert hat. Andernfalls bliebe es unerklärlich, daß einem zweckvoll gerichteten Gedankengang plötzlich Vorstellungen, die sich sonst automatisch zur Verfügung stellen, entrissen werden können oder daß sich, oft trotz angespannter Aufmerksamkeit, Vorstellungen in den intendierten Gedankengang eindringen, die die auf Euphorieerwerb gerichtete Leistung des Individuums illusorisch machen. Die Verteilung der Bewußtseinsfähigkeit an die Vorstellungen geschieht vielmehr nach einem Prinzip der Lust- oder Unlustwertung, welches durchaus nach den Gesetzen der individuellen psychischen Entwicklung bestimmt ist, ein

¹⁾ Das masochistische Prinzip, das in diesem Mechanismus sichtbar wird, sei einer eigenen Erörterung als Beitrag zu einer Psychologie des Masochismus vorbehalten.

Korrelat der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Triebe im einzelnen Individuum darstellt. Und so kann es geschehen, daß die endopsychische Zensur ihre Auswahl unter den Vorstellungen nach einem Prinzip trifft, welches in der bewußten, sozial determinierten Wirtschaft der Seele keinen Kurs hat.

II.

Diese Erwägungen schlossen sich an die von mir gemachte Beobachtung, daß in der Assoziationsreihe, unmittelbar vor der Reproduktion einer vergessenen Vorstellung, in sehr vielen Fällen eine Assoziation auftritt, die mit einem Lusteffekt verbunden ist. Diese Lustvorstellung ist von solcher Art, daß sie das Selbstbewußtsein des Subjekts, welches durch die nachfolgende Reproduktion der verdrängten Vorstellung empfindlich getroffen werden sollte, gleichsam *anticipando* rehabilitiert. Das Subjekt leistet sich gleichsam eine *Rekompense*, ehe es die das Selbstbewußtsein herabsetzende Tatsache preisgibt. Es ist, als wollte es sich für den zu erwartenden Schmerz durch die Betonung erhebender Momente kräftigen, und indem es seiner selbst in erfreulicher Weise bewußt wird, nimmt es der kommenden Unlust den Stachel. Durch diese *Rekompense* wird das Verdrängungsmotiv entwertet und der Widerstand gegen die unlustvolle Reproduktion geschwächt, so daß er schließlich von der Tendenz überwunden wird, die den ungestörten Gedankenablauf bezweckt. Einige Beispiele seien zur Illustration dieser Ausführungen mitgeteilt.

1.

Ich sprach mit Herrn H. über das Sexualleben in unserer Kultur. Herr H. war im Begriff mir zu erzählen, wann er zum erstenmal Kenntnis vom Bestehen einer käuflichen Prostitution bekommen hatte.

Er sagte: „Als ich sechzehn Jahre alt war, erfuhr ich von einem Kollegen, es gebe solche Frauen in der . . . jetzt fällt mir der Name der Straße nicht ein, die mir der Kollege damals genannt hat.“

Aufgefordert, sich den Weg zu der vergessenen Vorstellung durch freie Assoziation zu bahnen, lieferte Herr H. die folgende Reihe freier Einfälle:

1. „Es war der Name einer Schlacht,“ und dann fielen ihm drei Namen, von denen keiner der gesuchte war, in folgender Reihe ein:

2. Lissa, Custozza, Canossa.

3. Der Sieger von Lissa hieß Tegetthoff, sein Denkmal befindet sich im zweiten Wiener Stadtbezirk. Im selben Bezirk gibt es auch eine Custozzagasse.

4. Bei Lissa und bei Custozza wurden die Italiener von den Österreichern besiegt. Dabei fällt mir ein, daß unser Geschichtsprofessor im Untergymnasium immer die Italiener als erbitterte Feinde Österreichs geschildert hat.

5. Ich habe unlängst einer Kollegin, die mich für einen Antifeministen hielt, gesagt, daß ich in punkto Frauenemanzipation längst nach Canossa gegangen sei.

6. Nach Canossa gehen, heißt Abbitte leisten, sich demütigen. Da fällt mir das historische Ereignis von Canossa ein: der Papst auf dem Balkon mit der Herzogin Mathilde, und unten barfuß im Schnee König Heinrich der IV. von Bourbon¹⁾.

7. Tannhäuser mußte barfuß nach Rom wallfahren.

8. Der Venusberg in der Tannhäuseroper.

9. Die Neunte Symphonie.

10. Seid umschlungen Millionen. Der Text ist von Schiller, der Satz hat auch einen so wollüstigen Charakter.

11. Der Vers von Schiller: Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.

12. Diesen Satz habe ich einer Kollegin an Stelle eines Berichtes über meine Prüfung geschrieben. Die Prüfung wäre nämlich beinahe eine Niederlage für mich geworden.

Und nun änderte Herr H. (von dem wir nachtragen müssen, daß er jüngst eine medizinische Prüfung abgelegt hat) plötzlich seinen bisher angestregten Gesichtsausdruck, und die Spannung seines psychischen Zustandes löste sich in der Reproduktion der vergessenen Vorstellung auf: die Gasse heißt Novara-Gasse, sie ist im zweiten Bezirk.

Der vergessene und gesuchte Name war also zu Tage gekommen. Er soll zunächst auf seine Affektbetonung für Herrn H. geprüft werden. Herr H. gab auf die entsprechende Frage Auskunft:

„Nachdem mich jener Kollege belehrt hatte, daß es in der Novaragasse Prostituierte gebe, ging ich hin. Eine schmutzig gekleidete alte Dirne sprach mich an. Sie nannte mich „Bubi“. Da ich nicht wußte, daß diese Ansprache auch erwachsenen Männern geboten wird, nahm ich sie als Kritik meines jugendlichen Aussehens auf. Mein Mannesstolz war empfindlich verletzt und die Pein der Empfindung wurde dadurch erhöht, daß ich die Kritik berechtigt finden mußte. Dieses Gefühl, im Verein mit der meinem Alter entsprechenden Schüchternheit und mit dem Bewußtsein, auf verbotenen Wegen zu gehen, machte meinen ersten Angriff auf dem Schlachtfelde der Liebe zu einer vollen Niederlage. Dazu kam noch der Ekel, den mir die Frauensperson einflößte. Ich gab ihr keine Antwort und entfernte mich wieder rasch. Es war ein sehr unangenehmes Erlebnis. Aber ich kam mir darauf sehr interessant vor, trotzdem ich mir über das Erlebnis nicht ganz klar war.“

¹⁾ In Wirklichkeit war es Heinrich IV. der Salier, der nach Canossa ging. Dieser historische Irrtum fand seine Erklärung im Laufe der Analyse, soll jedoch hier, als nicht zum Thema gehörig, unerörtert bleiben.

Die vergessene Vorstellung erweist sich nach ihrer Reproduktion als mit einem Unlustaffekt verknüpft. Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Assoziationen ließ sich durch Analyse folgendermaßen herstellen.

Der Name einer italienischen Stadt, bei der eine Schlacht stattgefunden hat.

Drei italienische Städtenamen, zwei von diesen Namen sind Schlachtennamen (Lissa, Custozza).

Der Sieger von Lissa hieß Tegetthoff.

Tegetthoff-Denkmal im zweiten Bezirk.

Im zweiten Bezirk Custozzagasse.

Lissa und Custozza — Sieg der Österreicher über die Italiener.

Feindschaft der Italiener gegen Österreich. In der Schule gelernt.

Mit einer (Schul)-Kollegin gesprochen.

Über Frauenemanzipation.

Dabei die Phrase vom Canossagang gebraucht.

In Canossa beugt sich ein König (Heerführer, Soldat) vor dem Papst (kirchliches Oberhaupt) und vor einem (souveränen, emanzipierten) Weibe (die eine Herzogin war und Macht hatte und die so emanzipiert war, daß sie mit dem Papst ein Liebesverhältnis hatte).

Der König hieß Heinrich der IV. von Bourbon.

Der König war barfuß vor dem römischen Papst.

Tannhäuser zog barfuß zum römischen Papst.

Tannhäuser war im Venusberg. Im Venusberg war Wollust, die Wollust war verboten, der Papst hatte sie verboten. Wer das Verbot — Gebot — des Papstes — Oberhauptes — übertritt, wird gestraft, gedemütigt, muß Abbitte leisten. Sowohl Heinrich der IV. als auch Tannhäuser haben sich gegen das Gebot aufgelehnt und mußten darum barfuß vor dem Papste sich demütigen.

Tannhäuser wurde in Musik gesetzt, der erste Akt heißt Venusberg, hat eine wollüstige Musik.

Ein Musikstück von wollüstiger Musik ist die Neunte Symphonie.

Der Text dazu lautet: Seid umschlungen Millionen. Umschlingen heißt umarmen, das heißt wollüstig, erotisch.

Der Text ist von Schiller, wie auch der Vers: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.“ Der Vers stammt aus der Jungfrau von Orleans. Das war eine kriegerische Frau, die Männer gemordet — geschlachtet — hat.

Der Vers hat einen wollüstigen Charakter. Es bereitet Wollust, sich von einer Frau schlachten zu lassen. (Siehe später vom Masochismus.)

Es wird also in diesem Verse behauptet, daß die Jungfrau die Feinde geschlachtet habe. Die Männer — Engländer, Soldaten — haben

von einem Weibe — einer emanzipierten kriegerischen Frau, eine Niederlage erlitten.

Ich bin Soldat, Einjähriger, ich bin ein Mann, der bei Frauen immer Niederlagen erleidet. Das kommt davon, daß ich keine Aggression habe, denn ich bin Masochist und versetze mich für jede Frau in die passive Rolle. Die Frauen mögen das nicht, sie verachten das. Ich brauche eine Frau, die das nicht verachtet, sondern sucht. Das könnte in meinem Milieu am ehesten eine emanzipierte Frau sein, etwa eine Studentin, eine Kollegin.

Meine Mutlosigkeit gegen Frauen hat verschuldet, daß ich keine Liebe von einem Weibe bekommen kann. Alle anderen Männer gewinnen sich Frauen, nur ich nicht. Das macht mich deprimiert, nimmt mir jedes Selbstvertrauen. Der Mangel an Selbstvertrauen äußert sich auch in anderen Gebieten meines Lebens. Ich habe Angst vor Lehrern und Prüfungen. Bei meiner letzten Prüfung bestand die Gefahr einer Niederlage, so dekonzertiert war ich aus Angst. Ich habe die Prüfung schließlich trotzdem bestanden. Das hat mich sehr gefreut. Mit Erfolgen auf geistigen Gebieten, kann ein Mann einer emanzipierten Frau gefallen. Solche Erfolge könnten mir eventuell eine Frau verschaffen.

Ich habe den Vers einer Kollegin an Stelle eines Berichtes über meine bestandene Prüfung mitgeteilt. Ich habe tatsächlich sogleich den ersten verfügbaren Erfolg dazu benützt, um mich einer Frau als wünschenswerten Mann zu zeigen. Die bestandene Prüfung hat mir wieder Mut zu den Frauen gegeben.

Mein Masochismus wird mich hoffentlich in Zukunft nicht so hemmen wie damals, als ich noch ein kleiner Junge war, auf verbotenen Wegen, unterwürfig vor den Frauen, ohne Selbstvertrauen und Aggression, damals in der Novaragasse.¹⁾

¹⁾ Interessant in diesem Beispiel ist, daß die vergessene Vorstellung „Novaragasse“ zu jedem Glied der Assoziationskette in einer inhaltlichen Beziehung steht. Novara ist ein italienischer Städtename, bei Novara hat eine Schlacht stattgefunden, in der die Italiener von den Österreichern besiegt wurden. Die Gasse ist im zweiten Bezirk, ganz in der Nähe des Denkmals des Siegers von Lissa und der Custozzagasse. Die Feindschaft Österreichs gegen Italien ist eine affektbetonte Reminiszenz aus der Schule. (Die Bedeutung der „Schule“ als Assoziationsweg findet weiter unten durch die Assoziationen Schulkollege, Schulkollegin, Frauenemanzipation und Prüfung ihre Determination.) In der Novaragasse hat Herr H. ein Liebesabenteuer erlebt, wie Tannhäuser im Venusberg, auf verbotenen Wegen. Er erlitt dort eine Niederlage, wie die Italiener durch die Österreicher und die Engländer durch die Jungfrau von Orleans; eine Demütigung, wie Tannhäuser in Rom und Heinrich der IV. in Canossa. Er sehnte sich nach Wollust, wie sie in der Tannhäuser-Oper beschrieben ist und wie sie im Text der Neunten Symphonie anklingt. Liebe, Niederlage, Demütigung und

Die Assoziation 12 bringt die Rekompense, den Trost vor dem Eingeständnis der Trostbedürftigkeit. Ihr Inhalt ist eine Wiederaufrichtung des Selbstbewußtseins, das bei jenem Ereignis in der Novaragasse gebeugt wurde. Sie entwertet das Verdrängungsmotiv und erlaubt die Wiederherstellung des Gedächtnisses, indem sie eine stärkere Gegenwart und eine bessere Zukunft einer schlechten und schwachen Vergangenheit gegenüberstellt. Noch deutlicher wird die Bedeutung der rekompensierenden Assoziation aus folgendem Nachtrag: „Die Szene war damals gewiß nicht bestimmend für meine Zukunft. Ich war ja wirklich noch ein Bubi, das Weib konnte mich also nicht ernst nehmen. Überdies hat sie mir aber nicht gefallen.“

2.

Frau M. hatte am Abend zehn Kronen in ihre Geldbörse gesteckt. Am nächsten Morgen war die Banknote verschwunden. Erst glaubte sie das Geld verlegt zu haben und ließ alles durchsuchen, doch erfolglos. Dann meinte sie, daß es das Dienstmädchen genommen haben könnte. Die übrigen Familienmitglieder litten jedoch diese Verdächtigung des Mädchens nicht und vermuteten, Frau M. könnte das Geld ausgegeben haben, ohne es mehr zu wissen. Dies leugnete Frau M. auf das entschiedenste. Sie beschrieb genau, wo und wie sie das Geld bekommen habe, wie sie nachher nur von der Küche ins Schlafzimmer gegangen sei, welche Personen noch vor dem Einschlafen im Zimmer gewesen seien, kurzum, es war ausgeschlossen, daß das Geld anders als durch Diebstahl fortgekommen wäre. Mißmutig und verdrossen verbrachte sie den Tag, immerwährend von dem Gedanken gepeinigt, daß man in seinem eigenen Hause nicht vor Dieben sicher sei. In dieser Stimmung verließ sie gegen Abend das Haus, um Einkäufe zu besorgen. Von ihrem Ausgang kehrte Frau M. jedoch freudestrahlend und beschämt zurück: alles habe sich geklärt, sie wisse alles, sie habe dem Mädchen unrecht getan. Das war so gekommen: sie hatte einen galizischen Rabbiner getroffen,

Mutlosigkeit kommen daher, daß Herr H. Masochist ist, daß es zu seinen Phantasien gehörte, von herrischen Frauen, wie die Herzogin Mathilde und die Jungfrau von Orleans, geschlachtet zu werden. Diese Phantasien standen zur Zeit des Ereignisses in der Novaragasse in voller Blüte und ihnen schreibt Herr H. die Schuld an seinen Mißerfolgen in Liebessachen zu. Herr H. wurde von einem Schulkollegen in die Novaragasse gewiesen, wo Prostituierte, das ist von den Gesetzen der Sitte emanzipierte Frauen, Wollust verkaufen. Der emanzipierte Frauentypus ist das letzte mögliche Refugium für Masochisten. Herr H. teilt auch einer Schulkollegin, also einer Emanzipierten, seine Unterwerfung unter die Frauenemanzipation mit und auch seinen Prüfungserfolg, mit dem er um das Gefallen der Kollegin wirbt, weil ihm andere Werbemittel versagt sind. Er kompensiert seine erotische Schwäche, indem er das vergeistigte Selbstgefühl anruft, wie damals in der Novaragasse, da er aus dem nicht-erhebenden Erlebnis Kapital für sein Selbstbewußtsein schlagen wollte und sich als Held einer interessanten Affäre aufspielte.

der ihr wegen seines schlechten Benehmens und seines Geizes so unangenehm wurde, daß sie froh war, als er sich verabschiedete. Als er endlich fort war, konnte sie sich nicht enthalten, zu ihrer Begleiterin zu sagen: „Ich bin doch froh, daß ich dieses Volk los bin.“ Im Augenblick, da sie sich ihrem Unmut frei hingeeben hatte, fiel es ihr plötzlich und unvermittelt ein: sie hatte die Zehnkronennote am Abend vorher dem türkischen Religionslehrer als Honorar für den ihren Kindern erteilten Unterricht gegeben.

Die Analyse ergab folgendes: Die Kinder der Frau M. nahmen den Religionsunterricht früher beim Religionslehrer der offiziellen jüdischen Kultusgemeinde. Aber Frau M. war mit der Pädagogik dieses Lehrers unzufrieden. Sie nannte sie kurzweg eine „galizische“, womit sie einen ganzen Komplex von üblen Eigenschaften kennzeichnen wollte, die sie an den Verwandten ihres Mannes nicht leiden mochte. Um die Kinder diesem Religionsunterricht zu entziehen, gab es kein anderes Mittel, als sie in die türkische ¹⁾ Gemeinde zu überschreiben. Damit hatte es aber zweierlei Bedenken: erstens durfte ihr Mann nichts davon wissen und zweitens mußte der türkische Religionslehrer separat honoriert werden, während der offizielle Religionsunterricht im Schulgeld inbegriffen war. Die Geheimhaltung sowohl wie die Extraausgabe bedeuteten für Frau M. peinliche Aufgaben. Hatte sie doch ohnehin von den Verwandten ihres Mannes oft die Verdächtigung erfahren, daß sie nicht ganz offenherzig sei und verschwenderische Neigungen habe. Und nun sollten die Verwandten Recht behalten! Aber da half nichts, das Schlimmste von allem war nach der Meinung von Frau M. dieser Religionslehrer. Und so tat sie, was sie nicht lassen konnte: sie überschrieb die Kinder mit Umgehung irgend einer Vorschrift in die türkische Gemeinde und bestritt den Religionsunterricht vom Wirtschaftsgeld. Aber die neugeschaffene Situation blieb peinlich und vorwurfsvoll und ließ sich nicht eindeutig rechtfertigen. Von hier stammt das Motiv, dem das Vergessen der Honorarzahlung an den türkischen Religionslehrer zuzuschreiben ist. Als aber tags darauf ein anderer „galizischer“ Rabbiner der Frau M. auf das schärfste die verhaßte Art und Weise demonstrierte, die sie zur Flucht vor jenem Religionslehrer veranlaßt hatte, da zerfiel ihr Konflikt in Nichts. Sie hatte recht, ganz recht gehabt, man dürfe sich alles erlauben, um dieses Volk los zu werden: mögen die Verwandten ihres Mannes sagen, sie sei unaufrichtig und verschwenderisch. Und unmittelbar an diese Rekompense, die eine Rechtfertigung und Genugtuung darstellte, schloß sich die Reproduktion der vergessenen Vorstellung an.

In einer Reihe von Analysen tritt die Rekompense nicht in der Assoziationskette auf. In einigen dieser Fälle konnte man feststellen,

¹⁾ Die türkische Gemeinde ist die Gemeinde der aus der Türkei und aus Bosnien eingewanderten spaniolischen Juden.

daß sie trotzdem im Bewußtsein gewesen aber unterdrückt worden war. Sie wird dann nachträglich auf Befragen oder auch spontan in der Form einer Entschuldigung gebracht. Die Rekompense wird auch in der Neurosenanalyse nicht vermißt. Sie erscheint hier oft ebenso deutlich und an der gleichen Stelle wie bei den Analysen von psychischen Fehlleistungen Normaler. Oft aber kleidet sie sich in eine besondere Form des Widerstandes: nämlich in jene, mit der der Patient versucht, den Analytiker zu majorisieren, ihm einen Fehler nachzuweisen oder ihn seine Superiorität fühlen zu lassen. Dadurch aber erfährt der Rekompensemeechanismus in der Neurosenanalyse eine Komplikation, weil auf diesem Wege zugleich der Arzt entwertet und der Antrieb zur Mitteilung geschwächt wird. Diesen Widerstand zu brechen, gelingt häufig nur dem Druck der Krankheit. An den Peripetien ist dann manchmal knapp vor der gesuchten Assoziation die rekompensierende zu bemerken. Dieser Sinn kann der Tatsache unterlegt werden, daß Verdrängungen so oft plötzlich aufgehoben werden, nachdem der Patient dem Arzt ordentlich seine „Meinung“ gesagt hat. Man kann jedoch die Erfahrung machen, daß der Widerstand mit einem Schlag beseitigt ist, wenn der Analytiker dem Patienten auf geeignete Weise und an der richtigen Stelle die Rekompense zugesteht.¹⁾

III.

Die therapeutische Psychoanalyse bringt die Erfahrung, daß die Entwertung des Verdrängungsmotivs oft so radikal vorgenommen wird, daß die Kranken die peinlichsten und gefährlichsten Vorstellungen vollkommen affektlos hergeben, so daß ihre Mitteilungen für den psychoanalytischen Zweck wertlos werden. Dabei aber läßt ein bestimmter pathologischer Typus jegliche Rekompense vollständig vermissen, während ein zweiter Typus sich durch eine megalomantische Rekompense auszeichnet. Der erste Typus gehört zum schizophrenen (nach Freud paraphrenen) Symptomenbild, der zweite zum paranoischen. Nach meiner Meinung sind im spezifischen Symptomenmechanismus dieser beiden Krankheiten, von einem gewissen Standpunkt aus, zwei verschiedene Arten des Entwertungsprozesses zu unterscheiden. Nach einer mündlichen Bemerkung Freuds²⁾ ist die Entwertung des Verdrängungsmotivs bei der Dementia praecox darauf zurückzuführen, daß der Kranke den Unlustaffekt von der mitzuteilenden Vorstellung auf eine andere Vor-

¹⁾ Ich glaube mit dieser Erörterung den von Alfred Adler beschriebenen Mechanismus des Trotzes und des männlichen Protestes an die Stelle gebracht zu haben, an die er gehört: er ist die vom Ich gebotene Form, in der sich der Kampf der Triebe abspielt. Seine Bedeutung für den Charakter und die Neurose ist so sekundär wie alles Logische.

²⁾ Bei Gelegenheit der Diskussion über dieses Referat in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung.

stellung verschoben hat, so daß er vollständig affektlos assoziieren kann. Diese Behauptung Freuds findet ihre volle Bestätigung in der Tatsache, daß der Demens praecox sich zuweilen mit ungeheurer affektiver Wucht an symbolischen Handlungen und Vorstellungen austobt und die wahre Bedeutung seiner Symbolik, so Schreckliches sie auch enthalten mag, mit steinerner Seelenruhe preisgibt. Er hat eben den Affekt an das Symbol gebunden. Jener Teil seines Ichs, der die Kommunikation mit der Außenwelt leistet, bleibt schuldlos. Der Paranoiker hingegen, der die unbewußten Innenvorgänge nach außen projiziert hat, so daß sie seinem sozialen Ich objektiv entgegenkommen, schützt sich gegen den Ansturm des unlustvollen Unbewußten dadurch, daß er ihm eine megalomantische Rekompense entgegenstellt. Die ganze Betrachtung muß hier unter das höhere gemeinsame Prinzip des Narzißmus gebracht werden. In jedem Falle ist es der Narzißmus, der das lebensfähige Element der kranken Psyche vorstellt und er ist es, der gegen die aus dem Unbewußten andrängenden abgespaltenen Affekte verteidigt wird: ihm gilt in jedem Falle die Rekompense. Der Demens kann auf ihre formale Leistung verzichten, weil er durch Introversion in seinen Narzißmus die ganze Welt einbezogen hat. Er hat also in dieser Identifikation seinen Lohn dahin.

VI.

Ein kleiner Hahnemann.

Von Dr. S. Ferenczi, Budapest.

Eine Dame, die als einstige Patientin an den psychoanalytischen Bestrebungen Anteil nimmt, machte mich auf den Fall eines kleinen Jungen aufmerksam, von dem sie vermutete, daß er auch uns interessieren werde.

Es handelte sich um einen damals fünfjährigen Knaben, den kleinen Árpád, der nach der übereinstimmenden Aussage aller Angehörigen bis zum Alter von $3\frac{1}{2}$ Jahren sich geistig und körperlich vollkommen regelrecht entwickelt haben und ein ganz normales Kind gewesen sein soll; er sprach fließend und verriet in seinen Reden viel Intelligenz.

Mit einem Male wurde es ganz anders. Im Sommer 1910 reiste die Familie in einen österreichischen Kurort, wo sie auch den vorausgegangenen Sommer verbracht hatte, und mietete sich in dieselbe Wohnung wie im Vorjahre ein. Sofort nach der Ankunft veränderte sich das Wesen des Kindes in merkwürdiger Weise. Früher interessierte er sich für alle Vorgänge in und außer Hause, die die Aufmerksamkeit eines Kindes fesseln können; von nun an hatte er nur für ein einziges Ding Interesse, und das war das Geflügelhaus im Hofe der Sommerwohnung. In aller Früh eilte er zum Federvieh, betrachtete es mit unermüdlichem Interesse, ahmte dessen Stimmen und Bewegungen nach, schrie und weinte, wenn er aus dem Hühnerhof mit Gewalt entfernt wurde. Doch selbst fern vom Geflügelhaus tat er nichts anderes, als krähen und gackern. Er tat das stundenlang unausgesetzt, antwortete auf Fragen nur mit diesen Tierstimmen, so daß die Mutter ernstlich besorgt war, ihr Kind werde das Reden verlernen.

Diese Sonderbarkeit des kleinen Árpád hielt während der ganzen Dauer des Sommeraufenthaltes an. Als dann die Familie wieder nach Budapest zurückkehrte, begann er wieder menschlich zu sprechen, allerdings beschäftigte er sich auch in der Rede fast ausschließlich mit Hähnen, Hennen, Hühnern, höchstens noch mit Gänsen und Enten. Sein gewöhnliches, täglich unzähligemal wiederholtes Spiel war und blieb das folgende: Er knüllt aus Zeitungspapier Hühner und Hähne, bietet sie

zum Verkaufe an, dann nimmt er irgend einen Gegenstand (meist einen kleinen flachen Besen), ernennt ihn zum Messer, trägt sein „Geflügel“ unter die Wasserleitung (wo die Köchin auch in Wirklichkeit die Hühner zu schlachten pflegt) und schneidet seinem Papierhuhn den Hals durch. Er zeigt, wie das Huhn verblutet und ahmt mit Stimme und Gebärden meisterhaft den Todeskampf des Geflügels nach. — Werden im Hofe Hühner zum Kaufe angeboten, so wird der kleine Árpád rastlos, läuft bei der Tür hinaus und hinein und ruht nicht, bis die Mutter davon kauft. Er will offenbar Zeuge ihres Schlachtens sein. Vor lebenden Hähnen hat er aber nicht geringe Angst.

Die Eltern haben das Kind unzähligemal gefragt, warum er sich vor dem Hahn so fürchte, und Árpád erzählt immer die gleiche Geschichte: er sei einmal zum Geflügelhaus gegangen, habe dort hineinuriniert, da sei ein Huhn oder Kapaun mit gelben (manchmal sagt er mit braunen) Federn gekommen, hätte ihn ins Glied gebissen und Ilona, das Stubenmädchen, hätte ihm die Wunde verbunden. Dann habe man dem Hahn den Hals abgeschnitten, so daß er „krepierete“.

Nun erinnern die Eltern des Kindes tatsächlich dieses Vorkommnis, das sich während des ersten in jenem Kurort verbrachten Sommers ereignet hatte, wo also Árpád erst $2\frac{1}{2}$ Jahre alt war. Die Mutter hörte eines Tages den Kleinen entsetzlich schreien und erfuhr vom Stubenmädchen, daß er vor einem Hahne, der ihm nach dem Glied geschnappt habe, fürchterlich erschrocken sei. Da Ilona nicht mehr bei der Familie bedientet ist, war nicht zu ermitteln, ob Árpád damals wirklich verletzt wurde oder (wie die Mutter erinnert) von jener Ilona nur zu seiner Beruhigung mit einem Wundverband versehen worden war.

Das Merkwürdige an der Sache ist nun, daß sich die psychische Nachwirkung dieses Erlebnisses beim Kinde nach einer Latenzzeit von einem ganzen Jahre, beim zweimaligen Beziehen der Sommerwohnung, eingestellt hat, ohne daß in der Zwischenzeit etwas vorgefallen wäre, was den Angehörigen diese plötzliche Wiederkehr der Angst vor dem Geflügel und des Interesses dafür hätte erklären können. Ich ließ mich aber durch die Negativität dieser Aussage nicht davon abhalten, eine durch die psychoanalytische Erfahrung genügsam gerechtfertigte Frage an die Umgebung des Kleinen richten zu lassen, die nämlich, ob nicht im Laufe jener Latenzzeit dem Kinde wegen des wollüstigen Betastens der Genitalien — wie das so oft vorkommt — mit Abschneiden des Gliedes gedroht worden war. Die nur widerwillig gegebene Antwort war nun die, daß der Knabe allerdings jetzt (im Alter von fünf Jahren) gern mit dem Gliede spiele, dafür oft auch Strafen bekomme, es sei auch „nicht unmöglich“, daß ihm einmal jemand „scherzweise“ mit dem Abschneiden gedroht habe, auch sei es richtig, daß Árpád schon seit „längerer

Zeit“ diese üble Gewohnheit habe, ob er das aber auch schon in jenem Latenzjahr gehabt habe oder nicht, wisse man nicht mehr.

Aus dem Weiteren wird sich nun ergeben, daß Árpád diese Drohung später tatsächlich nicht erspart geblieben ist, so daß man befugt ist, an der Wahrscheinlichkeit der Annahme festzuhalten, daß die inzwischen erfahrene Drohung es war, die das Kind beim Wiedersehen der Stätte des ersten, gleichfalls das Heil seines Gliedes gefährdenden schrecklichen Erlebnisses so ungeheuer erregt hatte. Natürlich ist auch eine zweite Möglichkeit nicht auszuschließen, die nämlich, daß auch schon jener erste Schreck infolge einer noch früher gefallenen Kastrationsdrohung so übertrieben ausfiel und die Erregung beim Wiedersehen des Geflügelhauses der inzwischen erfolgten Libidosteigerung zuzuschreiben ist. Leider ließen sich diese Zeitverhältnisse nicht mehr rekonstruieren und wir müssen uns daher mit der Wahrscheinlichkeit des ursächlichen Zusammenhanges zufrieden geben.

Die persönliche Untersuchung des Knaben ergab nichts Auffälliges oder Abnormes. Sofort beim Betreten meines Zimmers lenkte aus der großen Anzahl von Bibelots, die herumliegen, gerade ein kleiner bronzener Auerhahn seine Aufmerksamkeit auf sich; er brachte ihn zu mir und frug „willst du ihn mir geben?“. Ich gab ihm Papier und Bleistift, womit er sofort (nicht ungeschickt) einen Hahn zeichnete. Dann ließ ich mir von ihm die Geschichte mit dem Hahn erzählen. Aber er war schon gelangweilt und wollte zu seinen Spielsachen zurück. Die direkte psychoanalytische Untersuchung war also nicht möglich und ich mußte mich darauf beschränken, durch die Dame, die sich für den Fall interessierte und die als Nachbarin und Bekannte der Familie den Kleinen stundenlang beobachten konnte, seine merkwürdigen Sprüche und sein Gebaren notieren zu lassen. Soviel konnte ich aber doch selbst feststellen, daß Árpád geistig sehr rege und auch nicht unbegabt ist; allerdings ist sein geistiges Interesse und seine Begabung eigentümlich um das gefiederte Volk des Hühnerhofes zentriert. Er gackert und kräht meisterhaft. In aller früh weckt er die Familie — ein richtiger Chanteclair — mit einem kräftigen Krähen. Er ist musikalisch, singt aber immer nur Volkslieder, in denen Hahn, Huhn oder Verwandtes vorkommt, besonders liebt er das Lied:

„Nach Debreczen muß ich laufen,
Einen Truthahn dort zu kaufen“,

dann die Lieder: „Hühnchen, Hühnchen, komm, komm, komm!“ und

„Unterm Fenster sind zwei Küchlein,
Zwei kleine Hähne und ein Huhn“.

Er kann auch — wie erwähnt — zeichnen, aber er zeichnet ausschließlich Vögel mit großen Schnäbeln, die allerdings mit großem Geschick.

Man sieht so die Richtungen, in denen er sein pathologisch starkes Interesse für diese Tiere zu sublimieren sucht. Die Eltern mußten sich schließlich mit seinen Liebhabereien abfinden, da sie sahen, daß Verbote nichts fruchten und ließen sich herbei, ihm als Spielzeug verschiedene Vögel aus unzerbrechlichem Material zu kaufen, mit denen er allerhand Phantasiespiele aufführt.

Im allgemeinen ist Árpád ein lustiger Bursche, aber wenn er angefahren oder geschlagen wird, sehr trotzig. Er weint fast nie, bittet nie um Verzeihung. Nebst diesen Charaktereigenschaften sind aber bei ihm Spuren echt neurotischer Züge unkennd; er ist schreckhaft, träumt viel (von Geflügel natürlich) und schläft oft unruhig. (*Pavor nocturnus*?)

Die merkwürdigen Sprüche und Taten Árpáds, die von meiner Gewährsmännin notiert wurden, zeugen zumeist von ungewöhnlicher Lust am Phantasieren über grausames Quälen von Federvieh. Sein typisches Spiel, die Nachahmung des Hühnerschlachtens, erwähnte ich bereits; hinzufügen muß ich noch, daß er auch in seinen „Geflügelträumen“ meist „krepierete“ Hühner und Hähne sieht. Von seinen charakteristischen Sprüchen will ich hier einige wortgetreu übersetzen:

„Ich möchte“, sagte er einmal unvermittelt, „einen lebenden gerupften Hahn haben. Er soll keine Flügel, keine Federn, keinen Schwanz haben, nur einen Kamm und er soll gehen können.“

Er spielt in der Küche mit einem soeben von der Köchin geschlachteten Huhn. Auf einmal geht er ins Nachbarzimmer, holt aus der Schublade des Toilettespiegels das Brenneisen und ruft: „Jetzt steche ich die blinden Augen dieses krepiereten Huhnes aus“. Das Schlachten des Federviehs ist ihm überhaupt ein Fest. Er ist im stande stundenlang um die Tierleichen hochgradig erregt herumzutanzen.

Jemand fragt ihn, auf das geschlachtete Huhn zeigend: „Möchtest du, daß es wieder erwacht.“ „Zum Teufel möcht' ich's, ich schlug' es sofort selbst nieder.“

Oft spielt er mit Kartoffeln oder Rüben (die er für Hühner erklärt), indem er sie mit einem Messer in kleine Stücke schnitzelt. Einen Topf, auf dem Hühner gemalt sind, will er um jeden Preis zu Boden werfen.

Seine Affektregungen dem Geflügel gegenüber sind aber durchaus nicht einfach gehässig und grausam, sondern deutlich ambivalent. Sehr häufig küßt und streichelt er das geschlachtete Vieh oder er „füttert“ seine hölzerne Gans mit Mais, wie er das von der Köchin gesehen hat; er gackert und piepst dazu ununterbrochen. Einmal warf er seine unzerstörbare Puppe (ein Huhn) aus Wut darüber, daß er sie nicht zerreißen konnte, in den Ofen, holte es aber sofort wieder heraus, reinigte und liebte es. Den Tierfiguren seines Bilderbuches erging es aber schlimmer, er zerriß sie in Stücke, konnte sie dann natürlich nicht wiederbeleben, was ihn sehr betrübte.

Kämen solche Symptome bei einem erwachsenen Geisteskranken zur Beobachtung, so würde der Psychoanalytiker nicht zögern, das übermäßige Lieben und Hassen des Gefügels im Sinne einer Übertragung unbewußter Affekte zu deuten, die eigentlich Menschen, wahrscheinlich nahen Angehörigen gelten, aber verdrängt sind und sich nur in dieser verschobenen, entstellten Weise manifestieren können.

Er würde ferner das Rupfen- und Blendenwollen der Tiere als Symbole von Kastrationsabsichten deuten und den ganzen Symptomkomplex als Reaktion auf die Angst auffassen, die dem Kranken die Idee der eigenen Kastration einflößt. Die ambivalente Einstellung würde dann im Analytiker den Verdacht erwecken, daß im Seelenleben des Kranken einander widersprechende Gefühle sich die Wage halten; auf Grund zahlreicher Erfahrungstatsachen müßte er vermuten, daß diese Ambivalenz wahrscheinlich dem Vater gilt, der — obzwar sonst geehrt und geliebt — wegen der sexuellen Einschränkungen, die er streng anbefiehlt, gleichzeitig auch gehaßt werden muß. Mit einem Worte, die analytische Deutung würde lauten: der Hahn bedeutet im Symptomkomplex den Vater.¹⁾

Im Falle des kleinen Árpád können wir uns die Mühe der Deutung ersparen. Die Verdrängungsarbeit vermochte bei ihm die wirkliche Bedeutung seiner Sonderbarkeiten noch nicht ganz zu verdecken; das Ursprüngliche, das Verdrängte schimmert noch in seinen Reden durch, ja es kommt zeitweise mit verblüffender Offenheit und Roheit klar zum Vorschein.

Seine Grausamkeit äußert sich oft auch Menschen gegenüber, und zwar richtet sie sich auffällig oft gegen die Genitalregion Erwachsener.

„Ich haue eins auf Ihren Dreck (sic!), auf Ihren Popo,“ sagte er gern einem etwas älteren Jungen.

„Ich schneide Ihnen die Mitte aus,“ sagte er einmal noch viel deutlicher.

Die Idee der Blendung beschäftigt ihn nicht selten. „Kann man einen mit Feuer oder mit Wasser blind machen?“ fragt er einmal die Nachbarin.

(Auch beim Gefügel interessieren ihn die Genitalien auffällig. Bei jedem Huhn, das geschlachtet wird, muß man ihm über das Geschlecht — ob Hahn, Henne oder Kapaun — Aufklärung geben.)

Er läuft zum Bette eines erwachsenen Mädchens und ruft: „Ich schneide dir den Kopf ab, lege ihn auf deinen Bauch und esse ihn auf.“

¹⁾ In einer sehr großen Zahl von Traum- und Neurosenanalysen entdeckt man hinter einer Tierfigur die Gestalt des Vaters. Siehe Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben (Jahrbuch für Psychoanalyse, I. Bd., S. 1) und „Märchenstoffe in Träumen“ (diese Zeitschrift, Heft 2). — Einer mündlichen Mitteilung Freuds entnehme ich, daß eine seiner nächsten Arbeiten in der „Imago“ (Übereinstimmungen etc.) diese Identität zur Aufklärung des Totemismus verwerten wird.

Einmal sagt er ganz plötzlich: „Ich möchte eine eingemachte Mutter essen (per analogiam: eingemachtes Huhn); man müßte meine Mutter in einen Topf tun und kochen, dann wäre eine eingemachte Mutter und die könnt' ich essen.“ (Er grunzt und tanzt dazu.) „Ich würde ihr den Kopf abschneiden und so essen.“ (Er macht dazu Bewegungen, als äße er etwas mit Messer und Gabel.)

Nach solchen kannibalischen Wunschregungen bekommt er aber sofort gegensätzliche, gleichsam reuige Anwandlungen, wo er masochistisch nach grausamen Strafen lechzt. „Ich will verbrennen,“ ruft er dann: „Brechen Sie mir einen Fuß ab und legen Sie ihn aufs Feuer.“

„Ich schneide mir den Kopf auf. Ich möchte mir den Mund aufschneiden, damit ich keinen habe.“

Doch damit ja kein Zweifel daran möglich ist, daß er unter Hahn, Huhn, Küchlein die eigene Familie versteht, sagt er einmal unvermittelt: „Mein Vater ist der Hahn!“ ein anderes Mal: „Jetzt bin ich klein, jetzt bin ich ein Küchlein. Wenn ich größer werde, bin ich ein Huhn. Wenn ich noch größer werde, bin ich ein Hahn. Wenn ich am größten werde, bin ich ein Kutscher“. (Der Kutscher, der den Wagen lenkt, scheint ihm noch mehr zu imponieren, als der Vater.)

Nach diesem selbständigen und unbeeinflussten Geständnis des Jungen haben wir etwas mehr Verständnis für die ungeheure Erregung, mit der er seinerzeit das Treiben im Hühnerhof zu beobachten nicht müde wurde. Alle Geheimnisse der eigenen Familie, über die ihm zu Hause jede Auskunft vorenthalten ward, konnte er im Geflügelhaus bequem beobachten; die „hilfreichen Tiere“ zeigten ihm unverhüllt alles, was er nur sehen wollte, insbesondere auch das stets rege Sexualtreiben zwischen Hahn und Henne, das Eierlegen und das Herauskriechen der jungen Brut. (Die Wohnungsverhältnisse bei den Eltern des Árpád sind derart, daß der Kleine ganz unzweifelhaft auch zu Hause Ohrenzeuge von ähnlichen Vorgängen gewesen ist. Die so geweckte Neugierde mußte er dann durch das unersättliche Anschauen der Tiere befriedigen.)

Auch die letzte Bestätigung meiner Annahme, daß die krankhafte Angst vor dem Hahn in letzter Linie auf Kastrationsbedrohung wegen Onanie zurückzuführen ist, blieb uns Árpád nicht schuldig.

Eines Morgens fragt er die Nachbarin: „Sagen Sie, warum sterben die Menschen?“ (Antwort: weil sie alt und müde werden.) „Hm! Also meine Großmutter war auch alt? Nein! Die war nicht alt und doch ist sie gestorben. O, wenn es einen Gott gibt, warum läßt er mich immer fallen. (Er meint: stolpern, hinstürzen.) Und warum macht er so, daß die Menschen sterben sollen?“ Dann beginnt er sich für Engel und Seelen zu interessieren, worauf ihm die Erklärung gegeben wird, daß das nur Märchen sind. Da wird er ganz starr vor Schreck und sagt:

„Nein! nicht wahr! Es gibt Engel. Ich habe einen gesehen, der die toten Kinder in den Himmel trägt.“ Dann fragt er entsetzt: „Warum sterben die Kinder?“ „Wie lange kann man leben?“ Es gelingt nur schwer, ihn zu beruhigen.

Es stellt sich dann heraus, daß am selben Tage frühmorgens das Stubenmädchen plötzlich seine Bettdecke aufhob und sah, daß er am Gliede manipuliert, worauf sie ihn mit Gliedabschneiden bedrohte. — Die Nachbarin sucht ihn zu beruhigen und sagt ihm, man werde ihm nicht wehtun. So was mache ja auch jedes andere Kind. Daraufhin schreit Árpád entrüstet: „Es ist nicht wahr! Nicht jedes Kind! Mein Papa hat nie so was gemacht.“

Nun verstehen wir besser seine unstillbare Wut dem Hahn gegenüber, der mit seinem Gliede dasselbe tun wollte, womit ihn die „Großen“ bedrohten und die Hochachtung vor diesem Sexualtier, der all das zu tun wagt, wovor ihm eine so heillose Angst eingejagt wurde; wir verstehen auch die grausamen Strafen, die er sich (wegen der Onanie und der sadistischen Phantasien) zuerkennt.

Gleichsam um das Bild zu vervollständigen, beginnt er sich in letzterer Zeit mit religiösen Gedanken viel zu beschäftigen. Alte bärtige Juden flößen ihm große, mit Angst gemischte Achtung ein. Er bittet die Mutter, sie solle diese Bettler in die Wohnung hereinrufen. Kommt aber einer wirklich, so versteckt er sich und beobachtet ihn aus respektvoller Ferne; als so einer wegging, ließ er den Kopf hängen und sagte: „Jetzt bin ich ein Bettlerhuhn.“ Die alten Juden interessieren ihn, wie er sagt, weil sie „von Gott“ (aus dem Tempel) kommen.

Zum Schluß sei noch eine Äußerung Árpáds wiedergegeben, die zeigt, daß er nicht umsonst so lange dem Treiben des Hühnervolkes zugeschaut hat. Er sagte einmal allen Ernstes zur Nachbarin: „Ich werde Sie heiraten und Ihre Schwester und meine drei Cousinen und die Köchin, nein, statt der Köchin lieber die Mutter.“

Er will also wirklich ein „Hahn im Korbe“ werden.

Mitteilungen.

I.

Klinische Beiträge.

1.

Eine Deckerinnerung, betreffend ein Kindheitserlebnis von scheinbar ätiologischer Bedeutung.

Von Dr. Karl Abraham, Berlin.

Die nachfolgende kasuistische Mitteilung entstammt einem Krankheitsfalle, den ich äußerer Gründe halber nur sehr kurze Zeit beobachten und daher nicht lege artis analysieren konnte. Die Analyse einer Deckerinnerung des Patienten trägt daher einen fragmentarischen Charakter; denn in den wenigen Sitzungen konnten nicht alle Zusammenhänge durch die vom Patienten gebrachten Einfälle geklärt werden. An einigen Stellen mußte ich Zusammenhänge — die freilich dem psychoanalytisch Erfahrenen ohne weiteres durchsichtig sind — durch eigene Kombination herstellen; ich werde ausdrücklich erwähnen, wo ich derartige Ergänzungen vorgenommen habe.

Der 47jährige Patient klagte über einen seit seiner Jugend bestehenden Zwang, alle Gegenstände in minutiöser Weise zu betrachten und zu untersuchen, speziell aber die Rückseite jedes Gegenstandes seinen Augen zugänglich zu machen. Hatte er einen Gegenstand genau betrachtet, so mußte er des weiteren über dessen Herkunft oder Entstehung grübeln. Ferner bestand — ebenfalls seit der Kindheit — ein Zwang zum Beten sowie zum Grübeln über religiöse Fragen. Diese Zwangerscheinungen waren von solcher Heftigkeit, daß der Kranke an jedem Gegenstand sozusagen hängen blieb. Er konnte nicht mehr in seinem Beruf tätig sein und schließlich nicht einmal mehr vom Hause fortgehen, weil jeder Gegenstand auf der Straße ihn auf lange Zeit festhielt. Er bedurfte der ständigen Begleitung seiner Frau, die ihn vorwärts ziehen mußte, damit er nicht grübelnd und Selbstgespräche führend bei dem ersten, seinem Blicke begegnenden Objekt für unbestimmte Zeit verweilte. Als Beispiel diene sein Verhalten bei Gelegenheit seines ersten Erscheinens in meiner Sprechstunde.

Vor dem Hause, in welchem ich damals wohnte, befand sich ein Vorgarten, an dessen Gitter mein Namensschild angebracht war. Der Patient begnügte sich nicht damit, die Aufschrift zu lesen, sondern beleuchtete, nachdem er in den Vorgarten eingetreten war, mit Hilfe eines Zündhölzchens die Rückseite des Schildes. Dann brachte er (nach der Schilderung seiner Frau) längere Zeit damit zu, laut vor sich hin sprechend über die Herstellung solcher Schilder nachzugrübeln. Als seine Frau ihn endlich bis in mein Sprechzimmer gebracht hatte, faßte er alsbald eine kleine Bronzefigur ins Auge, nahm sie vom Tisch,

drehte sie und betrachtete besonders eingehend die Rückseite des Körpers. Nur mit Mühe ließ er sich dann von dem Vorstellungskreis, in den er hineingeraten war, wieder ablenken.

Erst in der zweiten Besprechung, bei welcher die Ehefrau nicht anwesend war, wurde Patient mitteilbarer. Er brachte nun sogleich ein Erlebnis aus seiner Kindheit vor, das ihm in lebhaftester Erinnerung geblieben sei. Er erklärte spontan mit Bestimmtheit, daß von diesem Vorfall sein ganzes Leiden den Ausgang genommen habe.

Mit sieben Jahren, so erzählte der Patient, ging er durch eine Straße in der Nähe der elterlichen Wohnung. Er kam an einem Hause vorüber, in dessen Keller sich ein kleiner Laden befand. Er bemerkte, daß die Inhaberin des Geschäftes sich mit anderen Personen stritt. Plötzlich sah er, wie sie ihren Gegnern den Rücken zuwandte, ihre Röcke hob und ihnen das bloße Gesäß zeigte. Der Patient ging dann nach Hause und erzählte das Erlebte sogleich dem Dienstmädchen, einer ihm vertrauten älteren Person. Sie wies ihn zurecht: er sei sehr unanständig und hätte dergleichen nicht ansehen sollen; jetzt werde ihn der Schutzmann holen. Der Patient schilderte nun lebhaft, wie er durch diese Worte ganz verängstigt worden sei; er sei „krank vor Angst“ gewesen. Nun — fuhr Patient fort — habe er zu seiner Beruhigung angefangen zu beten. Daraus sei bald ein Zwang geworden, dem er nicht widerstehen konnte. Er mußte ungezähltemale beten, Gott solle ihn einen guten, großen, schönen, braven . . . usw. . . Menschen werden lassen. Um ja nicht etwa ein Wort seiner immer länger werdenden Gebetsformeln auszulassen, schrieb er sich eine ganze Litanei auf einen Zettel, den er dann täglich vielmals herunterlas.

Die mitgeteilte Reminiszenz bezog sich auf einen Vorgang, der auf den Schautrieb des Knaben einen starken Eindruck gemacht haben mochte. Die pathogene Bedeutung des Erlebnisses mußte dennoch von vornherein in Zweifel gezogen werden, obwohl der Patient aufs bestimmteste angab, daß sich Selbstvorwürfe und zwangsmäßiges Beten unmittelbar an den Vorfall angeschlossen hätten. Äußerlich mußte schon auffallen, daß der Patient die Geschichte fließend und ohne jede Hemmung vortrug. Wir sind gewohnt, daß Reminiszenzen, mit welchen die Krankheit eng verwoben ist, erst nach Überwindung beträchtlicher Widerstände zur Kenntnis des Arztes gebracht werden. Der vom Kranken so bestimmt behauptete ursächliche Zusammenhang zwischen dem Erlebnis und der Zwangsneurose litt aber vor allem an innerer Unwahrscheinlichkeit. Eine Drohung wie diejenige des Dienstmädchens in unserem Falle pflegt auf einen Knaben keinen solch erschütternden Eindruck zu machen. Von einem Knaben im achten Lebensjahr, der dem Mittelstand entstammt und in einem Hause aufwächst, in welchem neben der Familie Gesellen und Dienstboten leben, darf man als natürliche Reaktion erwarten, daß ein solches Erlebnis und die nachfolgende Drohung ihn eher belustigen oder doch gleichgültig lassen werden. Ferner ist in keiner Weise ersichtlich, wie ein einmaliges, an sich geringfügiges Vorkommnis eine so ungewöhnlich schwere, mit den Jahren an Umfang zunehmende Neurose hervorgerufen haben sollte. Somit war von vornherein anzunehmen, es liege eine Reminiszenz vor, die ihren „Gedächtniswert“ von anderen — ins Unbewußte verdrängten — Erinnerungen entlehnt habe. Es mußte sich um eine sogenannte Deckerinnerung handeln.¹⁾

Bei weiterem Eingehen auf seine Kindheit versicherte der Patient, daß er als Knabe sonst keinerlei Erlebnisse von sexuellem Charakter gehabt habe. Er betonte

¹⁾ Vgl. Freud, Über Deckerinnerungen. Monatsschrift für Psychiatrie, Bd. 6, 1899.

mit besonderem Nachdruck, er und seine Geschwister seien „sehr sittlich erzogen worden“. Speziell sei auch nie etwas mit den Dienstboten vorgefallen. Bei einem genaueren Bericht über die Verhältnisse im Elternhause kam auch die Frage zur Sprache, mit welchen Personen der Patient als Knabe das Schlafzimmer geteilt hatte. Hier machte sich bei dem Patienten eine Unsicherheit bemerkbar. Er berichtete dann, er habe eine Zeit lang im gleichen Zimmer wie seine Schwestern geschlafen; doch sei auch dort niemals etwas vorgefallen. Hier setzte deutlicher Widerstand ein. Dann folgte als nächster Einfall die Erinnerung, er habe als Knabe der älteren Schwester einmal den Nacken klopfen müssen, weil sie dort Schmerzen oder sonst etwas hatte.¹⁾ Dann tauchte eine andere Situation in seiner Erinnerung auf. Die Amme, welche ihn genährt hatte, „eine schöne Person“, sei nach seiner Entwöhnung im Hause seiner Eltern geblieben. Aus seinem fünften Lebensjahr erinnere er sich, im gleichen Bett mit der Amme geschlafen zu haben. Wieder folgte die stereotype Versicherung, „da sei auch nichts vorgekommen.“ Gleich darauf zwang ein Einfall ihn, sich zu korrigieren: er habe sich immer so gern mit dem Leib an den Körper der Amme, besonders gegen ihr Gesäß gelegt. Es falle ihm nun wieder ein, daß er manchmal ihr Hemd hinaufgestreift habe, um jenen Körperteil unmittelbar zu berühren.²⁾

Endlich schloß sich eine weitere Reminiszenz an. Der Patient berichtete, er sei mit etwa sieben Jahren einmal krank gewesen. Damals habe die Mutter ihn zu sich ins Bett genommen. Bei solcher Gelegenheit habe er das Hemd der Mutter gern hinaufgestreift. Die früheren Vorgänge bei der Amme fanden hierin ihre Fortsetzung.

Die soeben mitgeteilte Reminiszenz verlegte der Patient in das gleiche Lebensalter wie die zuerst beschriebene Szene.

Diese fragmentarischen Angaben gestatten uns zwar keineswegs, uns ein vollständiges Bild von der Entstehung des Krankheitszustandes zu machen. Immerhin lassen sie uns in der Kindheit des Patienten diejenigen Phänomene des Trieblebens erkennen, von welchen nach Freud³⁾ die als Grubelsucht bezeichnete Form der Zwangsneurose ihren Ausgang nimmt. Besonders sei auf den stark betonten sexuellen Schautrieb verwiesen. Der Knabe begnügt sich jedoch nicht damit, zu beschauen, was sich seinem Auge zufällig darbietet, sondern er sucht die ihn reizende Körperpartie aktiv zu entblößen.

Soweit sich die Erinnerung in wenigen Sitzungen wiedererwecken ließ, hatte er entsprechende Handlungen mit vier Jahren bei der Amme, mit sieben Jahren bei der Mutter vorgenommen. Diese Reminiszenzen tauchten freilich erst allmählich auf, während der Patient eine andere Szene aus seiner Kindheit viel detaillierter wiedergegeben und sie in offenbar tendenziöser Weise von Anfang an in den Vordergrund gerückt hatte.

Es ist nicht zu kühn, den folgenden Hergang zu vermuten. Der Knabe hatte seinen übermächtigen Schautrieb an seiner Mutter befriedigt. Der-

¹⁾ Dieser Einfall deckt offenbar anderes, verdrängtes Material. Es war leider nicht möglich, die Spur weiter zu verfolgen. Es mag darum nur darauf hingewiesen werden, daß Nacken und Hinterkopf in den neurotischen Phantasiegebilden nicht selten das Gesäß vertreten. (Verlegung nach oben.) Vgl. hiezu: Sadger, Die sexual-symbolische Verwertung des Kopfschmerzes. Zentralblatt f. Psychoanalyse, Bd. II, 1912.

²⁾ Feststehende psychoanalytische Erfahrungen berechtigen uns zu der ergänzenden Annahme, das Gesäß der Amme habe für die Sexualität des Patienten erst sekundär die Bedeutung gewonnen, welche primär ihren Brüsten zukam. Doch drang die Analyse nicht bis zum Nachweis dieses Herganges vor.

³⁾ Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. Jahrbuch f. psychoanalyt. Forschungen, Bd. I.

artige Handlungen von inzestuösem Charakter pflegen, wie die Psychoanalyse der Zwangsneurose uns gelehrt hat, zu den schwersten Selbstvorwürfen und weiterhin zu komplizierten Sühneaktionen zu führen. Unser Patient litt in hohem Maße unter Selbstvorwürfen, die er jedoch mit einer relativ sehr harmlosen Szene in ursächlichen Zusammenhang brachte. Hier liegt eine offensichtliche Verschiebung vor, deren Motive unschwer zu erkennen sind. Der Mutter war der Patient aktiv zu nahe getreten; der Szene in dem Kellerladen hatte er dagegen ohne Vorwissen als unfreiwilliger Zuschauer beigewohnt. Er verdrängt die erste Tatsache ins Unbewußte und befreit sich auf diesem Wege von der für ihn peinlichsten Erinnerung. Dagegen behält er ein weit harmloseres Erlebnis mit größter Schärfe im Gedächtnis und verknüpft mit ihm den schweren Vorwurfsaffekt. Der Gewinn, der für den Patienten aus diesem Vorgang entspringt, braucht wohl nicht weiter hervorgehoben zu werden. Mit welcher Intensität der Patient die eigentlich quälende Erinnerung von seinem Bewußtsein abgedrängt hatte, geht daraus hervor, daß ihm durch viele Jahre zwar oft die Kellerladen-Szene lebhaft vor Augen trat, daß dagegen die wichtigeren Vorkommnisse aus seiner Kindheit zum erstenmal in den Tagen der Psychoanalyse wieder auftauchten.

Der äußere Anstoß zu dem angenommenen Verschiebungsvorgang ist uns nicht unbekannt. Als der Knabe der Dienstmagd von seinem Erlebnis erzählte, schalt sie ihn wegen seiner Unanständigkeit und malte ihm aus, welche Folgen sein Verhalten haben werde. Diese Worte können nur dadurch so stark auf den Knaben gewirkt haben, daß sie in ihm plötzlich den Gedanken wachriefen, er habe ja weit Schlimmeres begangen. An diese plötzliche Erkenntnis konnten sich unmittelbar die Selbstvorwürfe, das zwangsmäßige Beten usw. anschließen; dem Anschein nach waren sie freilich die Folge der belanglosen Kellerladenszene.

Diese stellt sich somit als eine Deckerinnerung heraus, welche bis ins Kleinste der von Freud im Jahre 1899 gegebenen Definition entspricht. Nach Freud sind Deckerinnerungen solche Reminiszenzen, denen trotz ihres gleichgültigen Inhalts ein großer Gedächtniswert zukommt. Sie verdanken diesen Gedächtniswert jedoch nicht ihrem eigenen Inhalt, sondern seinen Beziehungen zu einem anderen, verdrängten Inhalt. Die Deckerinnerung ist etwa ein losgerissenes Stück einer wichtigen Erinnerung oder sie vertritt symbolisch eine solche.

Hinter der harmlosen Kindheitsszene suchen sich — wie Freud weiter ausführt — Vorstellungen von peinlichem Inhalte zu verbergen, die im aktuellen Leben des Neurotikers eine Rolle spielen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Patient auch zur Zeit unserer Beobachtung noch ganz von seinem auf die „Rückseite“ gerichteten Schautrieb beherrscht wurde. Die hiedurch bedingten Selbstvorwürfe fanden eine teilweise Ablenkung (Verschiebung) auf jenes scheinbar pathogene Kindheitserlebnis.

Die der Kellerladenszene gegebene Deutung als Deckerinnerung erfährt aus anderer Quelle noch eine erwähnenswerte Betätigung.

Der Patient lieferte nämlich noch weitere, besonders auf das Pubertätsalter und die nachfolgenden Jahre bezügliche Erinnerungen. Er kam dabei auf eine Zeit, in welcher die seit der Kindheit bestehenden Krankheitserscheinungen sich außerordentlich verschlimmert hatten. Diesem neuen Krankheitsschub war, wie sich herausstellte, ein sexuelles Erlebnis vorausgegangen, das dem ausführlich analysierten auffallend ähnelte. Der Patient berichtete: Als er achtzehn Jahre alt war, sei seine Mutter einmal des Nachts zu irgend einem Zweck durch sein Schlafzimmer gegangen. Dabei habe sie ihn wohl

für schlafend gehalten. Er habe aber gesehen, wie sie hinten ihr Hemd aufhob, so daß ihr Gesäß entblößt war.

Bemerkenswert ist auch an diesem Vorgang, daß der Patient seiner Schilderung nach wiederum nur der unfreiwillige Zuschauer war, während eine Frau sich selbst entblößte. Man darf vermuten, daß der Schautrieb des Patienten um jene Zeit besonders rege war und sich in inzestuöser Richtung bewegte. Ob der Kranke damals irgend eine entsprechende Handlung beging, ließ sich nicht feststellen. Es liegt aber wohl auf der Hand, daß die an seinen inzestuösen Triebregungen haftenden Selbstvorwürfe auf die geschilderte nächtliche Szene verschoben wurden. Demnach läge auch hier eine Deckerinnerung vor.

Freilich nötigt uns die vom Patienten gegebene Darstellung zu einem kritischen Einwand. Sie erweckt den Eindruck tendenziöser Bearbeitung. Es ist nicht recht ersichtlich, warum die Mutter des Patienten sich beim Durchschreiten seines Zimmers in der beschriebenen Weise entblößt haben sollte. Der wirkliche Sachverhalt ist natürlich nicht feststellbar. Ohne Zweifel aber war das Verlangen des Patienten, die Mutter entblößt zu sehen, geeignet, seine Wahrnehmung in dem Augenblick zu verfälschen, als die Mutter nachts durch sein Zimmer ging. Vermutlich währte er dann, das zu sehen, was er zu sehen begehrte. In der irrtümlichen Wahrnehmung oder Erinnerung wäre also eine klare Wunscherfüllung enthalten.

Die vorstehenden Ausführungen sollen einerseits einen Beitrag zur Psychologie der Erinnerungsstörungen liefern. Andererseits mögen sie den Praktiker daran erinnern, mit wie großer Skepsis er gerade denjenigen Angaben seiner Patienten gegenüber treten muß, welche sich auf die Ätiologie der Neurose beziehen. Deckerinnerungen der geschilderten Art, die vom Patienten so eifrig in den Vordergrund geschoben werden, dienen stets zur Irreführung des Arztes, zur Ablenkung seiner Aufmerksamkeit von den tieferen seelischen Schichten.

2.

Paranoia, Homosexualität und Analerotik.

Von Dr. Eduard Hitschmann.

Ein 25jähr. Bankbeamter, der seine Stellung im Ausland wegen angeblich andauernder Schikanierungen durch seine Bureaukollegen aufgeben mußte, erschien in der Ordination und gab folgende Darstellung seines Zustandes: Er leide an einem Geruch aus dem After, den alle Kollegen im Bureau bemerkten, daher ihn verlachten, die Köpfe zusammensteckten; wiederholt habe er eine oder andere gesagt: „Da stinkt es!“ Er sei aus dieser fortwährenden Beunruhigung heraus in seine Heimatstadt geflüchtet, doch werde er auch hier, namentlich von solchen, die in jener ausländischen Stadt gewesen oder dort Beziehungen hatten, anzüglich gefragt; z. B. „ob er wegen Verdauungsstörungen zurückgekehrt sei“? Er weiche diesen Leuten auf Schritt und Tritt aus. Da er sich dort durch eindringliches Fragen, ob er wirklich rieche und durch seine Aufforderung, an ihm zu riechen, den Vorwurf der Verrücktheit wiederholt habe machen lassen müssen, nachdem er zahlreiche Ärzte konsultiert hätte, welche teils die Möglichkeit seiner Beschwerden leugneten, teils ihm aber skrupellos Mittel dagegen verordneten: sei er über sich selbst nicht ganz im klaren, ob denn der Arzt seine Beschwerden auch nur für eingebildet halte, denn er könne nicht davon ablassen und sei nach wie vor überzeugt von seinem üblen Geruch.

Über sein Vorleben gab Patient in der leider viel zu kurzen Zeit der Beobachtung folgende, hier historisch geordnete Daten an: Er war der jüngste von vielen Geschwistern, der Vater war bei des Patienten Geburt 48 Jahre alt. Patient war ein gesundes heiteres Kind, bis zum 15. Lebensjahre ein glücklicher Mensch, der in gutem Einvernehmen mit dem Vater lebte. Seit dem 15. Jahr aber sei ein Schatten über seinem Leben. Seit damals sei er immer verschlossen, mehr isoliert gewesen. Der Vater hatte ihm damals ohne zureichenden Grund das Studium eigenwillig verwehrt. Diese Enttäuschung könne Patient nicht überwinden, sein Beruf fülle ihn nicht aus; er wäre zu Besserem geboren gewesen. Er war dann absichtlich faul und schlimm in den Schulen, ließ sich aus Trotz gegen den Vater tadeln. Das Verhältnis zu diesem blieb bis zu dessen Tode schlecht; böse Wünsche erfüllten den Patienten. Als Beamter erwies er sich ehrgeizig und voll Selbstgefühls. Da er weder an seinen Schwestern noch später an anderer weiblicher Gesellschaft je Vergnügen gefunden hatte, auch nicht am Tanzen, da er sich — gesellschaftlich nur bei Männern, unter seinesgleichen reussierend — nie für Frauen interessierte oder Gegeninteresse fand, beschloß er, um rascher vorwärts zu kommen, ins Ausland zu gehen. In männlicher Gesellschaft war er immer sehr gern gesehen und geschätzt, namentlich beim Militär. In der Fremde verhielt er sich dann zurückhaltend, um seine ehrgeizigen Pläne besser durchsetzen zu können.

Im September 1911 bis Februar 1912 hatte er in jener fremden Stadt intensive Arbeit in unterirdischen Kassenräumen in Gesellschaft von Kollegen zu leisten. Annäherung menschlicher Körper war ihm schon früher peinlich gewesen; auch vermied er es immer, sich anderen Menschen mit dem Rücken zu nähern. Besonders wegen seiner seit dem 5. Lebensjahr bestehenden Schuppenflechte (Psoriasis) fühlte er sich beachtet und hatte öffentliche Bäder gemieden. Im Anschluß an diese Arbeit im geschlossenen Raum, in nahem Beisammensein mit seinen Kollegen, bemerkte er an sich Gerüche, z. B. einen „Bureaugeruch“. Machte er zu jener Zeit vom Bett aufstehend einen Besuch, so fürchtete er einen „Bettgeruch“ mitzunehmen, den er anfangs auf Schweiß schob, da er unter der Hitze viel zu leiden hatte, und er begann sich zu parfümieren. Da er glaubte, eine übelriechende Prostituierte koitiert zu haben, kam ihm die Idee, ob nicht der Geruch von dieser stamme; er suchte sie, um dies zu konstatieren, wieder auf, fand sie aber diesmal nicht übelriechend. (Frauenzimmer besucht er seit dem 19. Lebensjahr; die erste Erfahrung brachte Ekel und Unfähigkeit. Zwei Jahre später akkommodierte er sich und befriedigte sich seither schlecht und recht ohne Animo, aus Gesundheitsrücksichten und „weil es dazu gehört“.) — Patient hatte schon früher an Kongestionen gelitten; diese wiederholten sich nun heftigst. Ein konsultierter ausländischer Arzt empfahl das Ansetzen von Blutegel um den After an den Damm. Der Heilgehilfe setzte mehrere an, wobei Patient die Angst nicht los werden konnte, daß einer in den After schlüpfte. Zwei Tage lang blutete es etwas nach und ein Kitzel und Jucken in der Aftergegend verließ ihn nicht mehr. Die Wunschphantasie, eine Hämorrhoidalblutung möchte diese neuen Beschwerden heilen, verfolgte ihn.

Etwa 14 Tage später — dem Patient ist das Datum der Blutegel genau in Erinnerung —, nachdem ein inspizierender Direktor stundenlang knapp Körper an Körper an einem Schreibtisch mit ihm gearbeitet hatte, bemerkte Patient vom Abort zurückkehrend, einen Geruch an sich, den er auf seinen After bezog und seitdem nicht mehr los geworden ist. Schon merkte er, daß Bureaukollegen

hinter ihm lächelten, tuschelten und gelegentlich hieß es direkt: „Hier stinkt es!“ was er mangels anderer Gründe immer auf sich beziehen mußte. Die Beunruhigung und Beeinträchtigung nahm von Tag zu Tag zu; das fortwährende Beobachten irritierte den Patienten. Er lief von Arzt zu Arzt, um sein Leiden zu erklären oder heilen zu lassen. Er fragte diesen oder jenen vertrauten Kollegen, ob er einen Geruch ausstrahle, wobei sie ihn auslachten oder ihn verrückt erklärten. Namentlich ein engerer Konkurrent im Avancement, den Patient selbst rücksichtslos behandelt hatte, schien ihm der erste zu sein, der in dieser Weise Rache an ihm nahm. Patient ging etwa drei Monate später auf Urlaub in seine Heimat, wo ihm ein namhafter Nervenarzt eine Wasserkur empfahl, welche selbstverständlich wirkungslos blieb. An den Ort seiner Tätigkeit zurückgekehrt, nahmen seine Beachtungsideen und seine Stinkhalluzinationen zu. Er visitierte abends die Flecken auf seiner Unterhose, wusch sich jedesmal nach der Defäkation zehn Minuten lang den After, wechselte täglich Wäsche, Schuhe und Anzug, kurz zeigte eine übertriebene Reinlichkeit. Da er die Reaktion seiner Umgebung, insbesondere die Bemerkung: „Hier stinkt es“, auch dann wahrnahm, wenn sein eigener Geruch zu fehlen schien oder von einem dritten geleugnet wurde, nahm er zu folgender Erklärung seine Zuflucht: Sein intensives heimliches Denken an den Geruch übertrage er durch unwillkürliche Suggestion auf andere, welche dadurch den Geruch wahrnehmen. Er glaubte zu bemerken, daß sich alle Leute in seiner Umgebung seinetwegen parfümierten. Die systematische Verspottung durch die Bureaokollegen, die sichtlich untereinander konspirierten, seine Unruhe, seine Kongestionen — der Schlaf war nicht gestört, — veranlaßten ihn wieder die Flucht nach Hause zu ergreifen, wo er aber gleichfalls keine Ruhe findet; von ganz fremden Menschen, z. B. im Theater merkt er, daß sie seinen üblen Geruch wahrnehmen und sagen: „Entsetzlich, hier stinkt es“; neulich waren es zwei Damen, die neben ihm im Theater saßen und, als sie den Geruch wahrnahmen, noch vor der Vorstellung weggingen. Seine Depression über den Zusammenbruch seines Lebenszieles, das Leiden unter der Geruchshalluzination und ihren Folgen, sowie ein konstanter Afterkitzel nebst Verschlimmerung der Psoriasis und frischer Gonorrhoe untergraben seine Gemütsruhe.

Der geschilderte Fall läßt wohl keinen Zweifel an der Diagnose Paranoia (Dementia paranoides) zu. Es ist ein Frühstadium mit körperlichen und hypochondrischen Symptomen. Hervorzuheben wären die Spuren von Beziehungen zur Zwangsneurose: eine Art Waschzwang, wie er auch schon mehrere Jahre vorher bestanden haben soll, und die Theorie der Gedankenübertragung einer Geruchswahrnehmung, also eine Benützung der Allmacht der Gedanken. Das Wichtigste scheint die Beziehung zur Analerotik, da das Blutegeltrauma das eigentlich auslösende Moment für den Beginn der Paranoia gewesen zu sein scheint. Ferenczi hat diese Beziehung beschrieben¹⁾, u. zw. im Anschluß an Freuds Aufdeckung der Rolle, welche die mittels Projektion abgewehrte Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia spielt. Auch in Ferenczis Fall handelt es sich um Auslösung der Krankheit durch eine schmerzhaft blutige, mit einem als Penisymbol wirkenden Instrument vollzogene Verletzung des Afters (Operation einer Mastdarmpistel). Sehr richtig bemerkt Ferenczi für seinen Fall, daß „die Manipulation von Männern am Mastdarm die bislang latent gewesen oder sublimierten homosexuellen Neigungen des Patienten durch Wiederbelebung kindlicher Erinnerungen entfacht haben konnten“. In seinem Falle konnte Ferenczi die Tatsächlichkeit der infantilen Perversion

¹⁾ Zentralblatt f. Psa., I, 1911, S. 557 ff.

nachweisen. Der Zusammenhang zwischen Analerotik und Homosexualität liegt ja auf der Hand. Daß der Analgeruch zunächst an Flatus denken läßt, daß ihre Distanzwirkung zur paranoischen Verwertung geeignet ist, ist selbstverständlich. Wie groß die Bedeutung des Flatuskomplexes werden kann, hat Jones bei seinem Zwangskranken¹⁾, der nicht ohne paranoide Zeichen ist, bewiesen.

3.

Heilung eines hysterischen Symptoms mittels Selbstanalyse.

Von Dr. Julius Friedland, Budapest.

Patient — Schreiber dieser Zeilen — ist Mittelschullehrer, 31 Jahre alt, seit sechs Jahren verheiratet, kinderlos. Vater gesund, Mutter hysterisch, Patient selbst konstitutionell normal, abgesehen von einer Hypospadie, welche samt dem im allgemeinen nicht kräftigen Körperbau, Erbteil von Vaters Seite ist. Im Jünglingsalter führte er ein zurückgezogenes Gelehrtenleben und litt viel unter einem ausgeprägten Minderwertigkeitsgefühl, die ihrerseits wieder als Reaktion intensive geistige Beschäftigung auslöste. Etwa seit dem 13. Jahre traten beim Patienten Krämpfe in der Bauchgegend auf, die er als Folgen der jugendlichen Selbstbefriedigung auslegte.

Diese wurden auch ärztlich behandelt, doch ohne Erfolg, da die Ursache von keinem der Ärzte entdeckt wurde. Bloß einer von ihnen gab der Vermutung Ausdruck, daß die Krämpfe Onaniefolgen sein könnten, dies wurde aber vom verschämten Patienten energisch bestritten beziehungsweise abgelehnt.

Die Krämpfe waren von kurzer Dauer, aber sehr schmerzhaft, linderten sich, wenn er saß oder die Kauerstellung einnahm und schwanden schnell auf warme Umschläge. Ob schon damals oder später auch Diarrhoe den Krämpfen folgte, kann nicht mit Sicherheit erinnert werden. Die Regelmäßigkeit, mit der sich die Krämpfe auf Selbstbefriedigung einstellten, ließen beim Patienten die vorherwähnte ärztliche Vermutung zur Gewißheit steigern, was wieder zur energischen Entwöhnungsaktion führte, die auch durch einen anderen Umstand, die Objektfindung, erleichtert wurde.

Patient war 15 Jahre alt, als er sich in ein Stubenmädchen verliebte, das im elterlichen Hause bedienstet war und auch ihrerseits zum jungen Studenten Zuneigung faßte. Dies führte bald zu einem regelrechten Verhältnis, dem aber die elterliche Sorgsamkeit große Hindernisse in den Weg legte.

Da kamen ihm aber jene krampfhaften, mit Diarrhoe einhergehenden Zustände zu Hilfe. Bei Nacht simulierte Patient diese Schmerzen, um so aus dem eigenen Schlafzimmer durch das Gemach der Eltern ins Dienstbotenzimmer zu gelangen. Die Diarrhoe erwies sich als guter Vorwand zum Draußenbleiben auf die Dauer von etwa einer halben Stunde.

Das Verhältnis wurde später mit einer anderen Bedienten in ebensolcher Weise fortgeführt. Echte Krämpfe kamen nicht wieder.

Auf der Universität verliebte sich Patient in eine Kollegin, die er nach beendetem Studium, nach fünfjähriger Bekanntschaft, im 25. Lebensjahre heiratete. Das erste Jahr wurde in einem kleinen Dorfe im rauhen Norden verbracht, wo im Winter durchschnittlich — 15⁰ C Kälte herrschte. Hier

¹⁾ Jahrb. f. psa. u. pp. Forsch. IV. Bd., S. 563.

kam die erste große Rezidive des Anfalls nach einer Fahrt in die Nachbarstadt: Magenkrämpfe von überaus großer Intensität, welche stundenlang andauerten. Die Dauer der größten Intensität war aber nur eine halbe Stunde. (Vide: die nächtlichen halbstündigen Abwesenheiten im Elternhause.) Das Studium wurde aber eifrig fortgesetzt und Patient schrieb die Krämpfe seiner sitzenden Lebensweise zu, welche seiner Meinung nach den Magen schwächte und zur Erkältung disponierte. Im Studienjahre 1907—1908 wurde Patienten ein Staatsstipendium bewilligt, mit dem er seine Studien in Berlin fortsetzte. Nachdem die Mittel für die Frau nicht ausreichten, verbrachte er den Winter und den darauffolgenden Sommer in Berlin allein und lebte abstinente, da er jeden anderen Lebenswandel für unsittlich hielt. Hier kamen aber die Krämpfe mit solcher Intensität, daß sie zeitweise das Aussetzen des Studiums zur Folge hatten. In tiefer seelischer Depression wandte sich Patient an einen berühmten Professor, auf dessen Klinik er eine Weile als Ambulant in Behandlung stand. Charakteristischerweise brach aber Patient vor Abschluß der eingeleiteten eingehenden mikroskopischen Untersuchung seiner Exkrete die Kur ab.

Patient, von Haus aus grüblerisch veranlagt, wandte sich schon früh zur Philosophie. Nach dem Aufenthalte in Berlin beschäftigte er sich viel mit Psychologie. Zufällig wurde er mit den Werken der Freudschen Schule bekannt. Von der klassischen, physiologischen Schule kommend, nahm er die Lehren Freuds mit großer Skepsis auf.

Nach der Heimat zurückgekehrt, wurden die Krämpfe seltener, ohne daß sie gänzlich weggeblieben wären. Es stellten sich aber andere Symptome ein, von denen Patient schon vermutete, daß sie hysterische seien. Den Sommer des Jahres 1911 verbrachte er in einem kleinen Dorfe im Süden in tiefer seelischer Depression, gänzlich zurückgezogen. Tagelang hielt er sich allein im verfinsterten Zimmer auf, war sehr reizbar und mürrisch. Das Studium wurde gänzlich unterbrochen. Eines Tages stellten sich Halsschmerzen ein, die Mandeln waren stark geschwollen. Nachts glaubte Patient ersticken zu müssen. Tags darauf wurde der Chefarzt eines Spitals aufgesucht, Patient traf ihn aber nicht zu Hause und fuhr unerledigter Sache ins Dorf zurück. Es stellte sich hysterische Salivation ein. Patient hatte fortwährend den Mund voll, was einige Tage lang andauerte. Die Halsschmerzen schwanden ohne jede Behandlung. Nächtlicher Weise stellten sich aber wieder heftige Bauchkrämpfe ein, die durch heiße Umschläge nicht mehr gelindert werden konnten. Da Patient mehrere Ärzte erfolglos konsultierte, wollte er zu Opiaten greifen. Der Umstand aber, daß die Anfälle gewöhnlich des Nachts kamen und trotz der Behandlung nichts von ihrer Intensität verloren, endlich die eingehendere Beschäftigung mit der „Traumdeutung“ ließen Patienten die Idee aufkommen, eine systematische Selbstanalyse vorzunehmen. Schrittweise, fortwährend mit seiner Skepsis und Verdrängungsneigung ringend, nahm Patient hauptsächlich aus der Analyse seiner Träume allmählich staunend wahr, daß eine ihm unbekannt seelische Welt in ihm existierte, sein „Unbewußtes“, und daß er im Unbewußten eine ihm ganz fremde kleinbürgerlich-ethische Moralauffassung hatte, welche in krassem Widerspruche stand zu seiner doktrinär-philosophisch durchgearbeiteten freien Ethik und er erkannte, daß seine Handlungen nicht unter der Herrschaft seiner bewußten ethischen Auffassung standen, sondern unter einer unbewußten infantilen Zensur, welche die sich stark regenden sexuellen Wünsche, die den infantilen „polymorph perversen“ Charakter zeigten, zurückdrängten. Die Krämpfe hielten indessen immer noch tagelang an, hatten ihre größte Intensität immer noch bei Nacht.

Einmal stand Patient nachts auf, kleidete sich an und verbrachte die Nacht mit der Revision seiner infantilen Erinnerungen. Da kam er auf den Gedanken, daß seine geschwächte körperliche Konstitution nur die akzidentelle Ursache seiner Leiden sein kann und nur die Form der Krankheit bestimmte. Die Krämpfe aber sind vielleicht nur ein Mittel, um wieder zur Magd hinaus zu gelangen, seine polygamen Instinkte zu befriedigen; in einer noch tieferen Schichte stellen sie den Wunsch nach der infantilen Selbstbefriedigung dar. Ohne auf die Analyse des Krankheitszustandes näher einzugehen, die ja nichts Außergewöhnliches heraus brachte, erwähne ich nur noch, daß seit der Nacht dieser Entdeckung die Krämpfe sofort wegblieben und nunmehr seit einem halben Jahre nicht ein einzigesmal wiederkamen.

4.

Zur Psychogenese der Straßenangst im Kindesalter.

Von Dr. Karl Abraham, Berlin.

Bei Neurotischen, welche sich ängstigen, ohne die Begleitung bestimmter Personen die Straße zu betreten, findet man sehr gewöhnlich eine zweite Phobie: die Angst vor dem Alleinsein im Hause. Es handelt sich um Menschen, denen ihr Unbewußtes nicht gestattet, sich aus dem Bannkreis derjenigen Personen zu entfernen, an welche ihre Libido sich fixiert hat. Jeder Versuch dieser Kranken, dem Verbot ihres Unbewußten zuwider zu handeln, rächt sich durch einen Angstzustand.

Ein fünfjähriger Knabe, mit beiden genannten Phobien behaftet, lieferte kürzlich ganz spontan — also nicht etwa auf ärztliches Befragen — eine Bestätigung dieser psychoanalytischen Erfahrung. Die Äußerung des Kleinen ist in ihrer Bestimmtheit und lapidaren Kürze so erstaunlich, daß ich sie hier mitteilen und mit einigen Worten kommentieren möchte.

Der Knabe ist infolge seiner heftigen Angst nicht zu bewegen, die elterliche Wohnung allein zu verlassen, um die im Neben Hause wohnenden Verwandten zu besuchen, obwohl er zu diesem Behuf nicht einmal die Straße zu überschreiten braucht. Ebenso ängstigt er sich, wenn seine Mutter die Wohnung verläßt, obwohl dann das Kinderfräulein bei ihm bleibt. Neuerdings weigert er sich auch, in Begleitung des Kinderfräuleins spazieren zu gehen.

Als nun die Mutter den Knaben einmal aufforderte, in Begleitung des Kinderfräuleins einen Spaziergang zu machen, widersetzte er sich und erklärte in bestimmtem Tone: „Ich will kein Spazierkind sein, ich will ein Mutterkind sein“.

Der Ausspruch ist nach mehreren Richtungen hin bemerkenswert. Der Knabe betont den Wunsch nach einer möglichst innigen Verknüpfung mit seiner Mutter („Mutterkind“). Er lehnt es ab, an der Hand einer von ihm nicht geliebten Person zu gehen („Spazierkind“ zu sein). Besonders muß aber auffallen, daß der Knabe nicht von seiner Angst, sondern von einem Willen redet. Man wird die Bedeutung der Fixierung des Knaben an seine Mutter nicht verkennen; aber man wird die Frage aufwerfen, wie denn die Phobie zustande komme, wenn doch der Wunsch, „ein Mutterkind zu sein“, dem Bewußtsein des Knaben so wenig entfremdet sei.

Der Einwand ist unschwer zu entkräften. Nach Freuds Neurosenlehre ist es nicht sowohl der Wunsch des Kindes nach dem Beisammensein mit der Mutter, der der Verdrängung verfällt, als vielmehr der inzestuöse Wunsch nach sexueller Inbesitznahme der Mutter. Eine zweite Äußerung des Knaben,

welche aus denselben Tagen wie die obige stammt, bringt die Bestätigung dieser Auffassung. Sie zeigt, daß der Kleine im Kampfe mit dem Ödipuskomplex liegt, und daß ihn der Wunsch, die Mutter allein zu besitzen, beherrscht.

Der Vater des Kleinen war für mehrere Tage verreist. Während dieser Zeit durfte der Knabe zur Seite der Mutter, im Bett des Vaters schlafen. Als ihm die Mutter eines Morgens mitteilte, der Vater werde an diesem Tage zurückkehren, erwiderte er: „Es wäre doch viel schöner, wenn der Papa gar nicht von der Reise zurückkäme.“ Er brachte in diesen Worten den Todeswunsch gegen den Vater und den Anspruch, neben der Mutter zu schlafen, in unzweideutiger Weise zum Ausdruck.

Beide angeführten Äußerungen des Knaben enthalten ein naives Zugeständnis infantiler Wünsche. Beide tragen dennoch schon deutlich den Stempel der Verdrängung und es läßt sich erweisen, daß unter den offen geäußerten eine tiefere Schicht unausgesprochener Wünsche lagert. Diese entspricht dem Ödipuskomplex.

Solche Beobachtungen aus frühen Entwicklungsstadien der Neurose sind im besonderen Maße geeignet, die Anschauungen zu stützen, die wir durch die Psychoanalyse voll entwickelter Neurosen unter großen Schwierigkeiten gewonnen haben.

II.

Zur Psychopathologie des Alltagslebens.

1.

Ein Fall von Versprechen.

Von Dr. L. Jekels.

Am 11. Dezember werde ich von einer mir befreundeten Dame in polnischer Sprache etwas herausfordernd und übermütig mit den Worten apostrophiert: „Warum habe ich heute gesagt, daß ich zwölf Finger habe?“

Sie reproduziert nun über meine Aufforderung die Szene, in der die Bemerkung gefallen ist. Sie habe sich angeschickt, mit der Tochter auszugehen, um einen Besuch zu machen, habe ihre Tochter, eine in Remission befindliche Dementia praecox, aufgefordert, die Bluse zu wechseln, was diese im anstoßenden Zimmer auch getan hat. Als die Tochter wieder eintrat, fand sie die Mutter mit dem Reinigen der Nägel beschäftigt; und da entwickelte sich folgendes Gespräch:

Tochter: „No siehst du, ich bin schon fertig und du noch nicht!“

Mutter: Du hast ja aber auch nur eine Bluse und ich zwölf Nägel.

Tochter: Was?

Mutter (ungeduldig): No natürlich, ich habe ja doch zwölf Finger.

Die Frage eines die Erzählung mitanhörenden Kollegen, was ihr zu zwölf einfallt, wird ebenso prompt wie bestimmt beantwortet: „Zwölf ist für mich kein Datum (von Bedeutung).“

Zu Finger wird unter einem leichten Zögern die Assoziation geliefert: „In der Familie meines Mannes kamen sechs Finger an den Füßen (im Polnischen gibt es keinen eigenen Ausdruck für Zehe) vor. Als unsere Kinder zur Welt kamen wurden sie sofort darauf untersucht, ob sie nicht sechs Finger haben.“ Aus äußeren Ursachen wurde an diesem Abend die Analyse nicht fortgesetzt.

Am nächsten Morgen, dem 12. Dezember, besucht mich die Dame und erzählt mir sichtlich erregt: „Denken Sie, was mir passiert ist; seit etwa 20 Jahren gratuliere ich dem alten Onkel meines Mannes zu seinem Geburtstag, der heute fällig ist, schreibe ihm immer am 11. einen Brief; und diesmal habe ich es vergessen und mußte soeben telegraphieren.“

Ich erinnere mich und die Dame, mit welcher Bestimmtheit sie am gestrigen Abend die Frage des Kollegen nach den zwölf, die doch eigentlich

sehr geeignet war, ihr den Geburtstag in Erinnerung zu bringen, abgetan hat mit der Bemerkung, der Zwölfte sei für sie kein Datum von Bedeutung.

Nun gesteht sie, dieser Onkel ihres Mannes sei ein Erbonkel, auf dessen Erbschaft sie eigentlich immer gerechnet habe, ganz besonders in ihrer jetzigen bedrängten finanziellen Lage.

So sei er, respektive sein Tod, ihr sofort in den Sinn gekommen, als ihr vor einigen Tagen eine Bekannte aus Karten prophezeit habe, sie werde viel Geld bekommen. Es schoß ihr sofort durch den Kopf, der Onkel sei der einzige, von dem sie, respektive ihre Kinder, Geld erhalten könnten; auch erinnerte sie sich bei dieser Szene augenblicklich, daß schon die Frau dieses Onkels versprochen habe, die Kinder der Erzählerin testamentarisch zu bedenken; nun ist sie aber ohne Testament gestorben; vielleicht hat sie ihrem Manne den bezüglichen Auftrag gegeben.

Der Todeswunsch gegen den Onkel muß offenbar sehr intensiv aufgetreten sein, wenn sie der ihr prophezeienden Dame gesagt hat: „Sie verleiten die Leute dazu, andere umzubringen.“

In diesen vier oder fünf Tagen, die zwischen der Prophezeiung und dem Geburtstage des Onkels lagen, suchte sie stets in den im Wohnorte des Onkels erscheinenden Blättern die auf seinen Tod bezügliche Parte.

Kein Wunder somit, daß bei so intensivem Wunsche nach seinem Tode, die Tatsache und das Datum seines demnächst zu feiernden Geburtstages so stark unterdrückt wurden, daß es nicht bloß zum Vergessen eines sonst seit Jahren ausgeführten Vorsatzes gekommen ist, sondern auch, daß sie nicht einmal durch die Frage des Kollegen ins Bewußtsein gebracht wurden.

In dem Lapsus „zwölf Finger“ hat sich nun die unterdrückte Zwölf durchgesetzt, und hat die Fehlleistung mitbestimmt.

Ich meine mitbestimmt, denn die auffällige Assoziation zu „Finger“ läßt uns noch weitere Motivierungen ahnen; sie erklärt uns auch, warum der Zwölfer gerade diese so harmlose Redensart von den zehn Fingern verfälscht hat.

Der Einfall lautete: „In der Familie meines Mannes kamen sechs Finger an den Füßen vor.“

Sechs Zehen sind Merkmal einer gewissen Abnormität, somit sechs Finger ein abnormes Kind und

zwölf Finger zwei abnorme Kinder.

Und tatsächlich traf dies in diesem Falle zu.

Die in sehr jungem Alter verheiratete Frau hatte als einzige Erbschaft nach ihrem Manne, der stets als exzentrischer, abnormer Mensch galt und sich nach kurzer Ehe das Leben nahm, zwei Kinder, die wiederholt von Ärzten als väterlicherseits schwer hereditär belastet und abnorm bezeichnet wurden.

Die ältere Tochter ist nach einem schweren katatonen Anfall vor kurzem nach Hause zurückgekehrt; bald nachher erkrankte auch die jüngere, in der Pubertät befindliche Tochter an einer schweren Neurose.

Daß die Abnormität der Kinder hier zusammengestellt wird mit dem Sterbewunsche gegen den Onkel und sich mit diesem ungleich stärker unterdrückten und psychisch valenteren Elemente verdichtet, läßt uns als zweite Determinierung dieses Versprechens den Todeswunsch gegen die abnormen Kinder annehmen.

Die prävalierende Bedeutung des Zwölfers als Sterbewunsch erhellt aber schon daraus, daß in der Vorstellung der Erzählenden der Geburtstag des Onkels sehr innig assoziiert war mit dem Todesbegriffe. Denn ihr Mann hat sich am 13. das Leben genommen, also einen Tag nach dem Geburtstag eben-

desselben Onkels, dessen Frau zu der jungen Witwe gesagt hat: „Gestern gratulierte er noch so herzlich und lieb, — und heute!“

Ferner will ich noch hinzufügen, daß die Dame auch genug reale Gründe hatte, den Kindern den Tod zu wünschen, von denen sie gar keine Freude erfuhr, sondern nur Kummer und arge Einschränkungen ihrer Selbstbestimmung zu leiden hatte, und denen zuliebe sie auf jegliches Liebesglück verzichtet hatte.

Auch diesmal war sie außerordentlich bemüht, jeglichen Anlaß zur Verstimmung der Tochter, mit der sie zu Besuch ging, zu vermeiden; und man kann sich vorstellen, welchen Aufwand an Geduld und Selbstverleugnung bei einer Dementia praecox dies verlangt, und wie viele Wutregungen dabei unterdrückt werden müssen.

Demzufolge würde der Sinn der Fehlleistung lauten:

Der Onkel soll sterben, diese abnormen Kinder sollen sterben (so zu sagen diese ganze abnorme Familie), und ich soll das Geld von ihnen haben.

Diese Fehlleistung besitzt nach meiner Ansicht mehrere Merkmale einer ungewöhnlichen Struktur, und zwar:

1. Das Vorhandensein von zwei Determinanten, die in einem Element verdichtet sind.
2. Das Vorhandensein der zwei Determinanten spiegelt sich in der Doppelung des Versprechens (zwölf Nägel, zwölf Finger).
3. Auffällig ist, daß die eine Bedeutung des Zwölfers, nämlich die die Abnormalität der Kinder ausdrückenden zwölf Finger, eine indirekte Darstellung repräsentieren; die psychische Abnormalität wird hier durch die physische, das Oberste durch das Unterste dargestellt.

2.

Eine Symptomhandlung.

Von Dr. L. Jekels.

Ein Arzt befindet sich im Besitze einer, wenn auch nicht kostbaren, so doch sehr hübschen irdenen Blumenvase. Dieselbe wurde ihm seinerzeit nebst vielen anderen, darunter auch kostbaren Gegenständen, von einer (verheirateten) Patientin geschenkt. Als bei derselben die Psychose manifest wurde, hat er all' die Geschenke den Angehörigen der Patientin zurückerstattet — bis auf die eine weit weniger kostspielige Vase, von der er sich nicht trennen konnte, angeblich wegen ihrer Schönheit. Doch kostete diese Unterschlagung den sonst skrupulösen Menschen einen gewissen inneren Kampf, war er sich doch der Ungehörigkeit seiner Handlung vollkommen bewußt, und half sich bloß über seine Gewissensbisse mit dem Vorhalt hinweg, die Vase habe eigentlich keinen Materialwert, sei schwer einzupacken usw.

Als er nun einige Monate später im Begriffe war, den ihm strittig gemachten Restbetrag für die Behandlung dieser Patientin durch einen Rechtsanwalt reklamieren und eintreiben zu lassen, meldeten sich die Selbstvorwürfe wieder; flüchtig befahl ihm auch die Angst, die vermeintliche Unterschlagung könnte von den Angehörigen entdeckt und im Streitverfahren entgegengehalten werden.

Besonders jedoch das erste Moment war eine Weile hindurch so stark, daß er schon daran dachte, auf eine etwa hundertmal höhere Forderung zu verzichten — quasi als Entschädigung für den unterschlagenen Gegenstand —,

überwand jedoch alsbald diesen Gedanken, indem er ihn als absurd bei Seite schob.

Während dieser Stimmung passiert es ihm nun, daß er, der sonst außerordentlich selten etwas zerbricht und seinen Muskelapparat gut beherrscht, beim Erneuern des Wassers in der Vase dieselbe durch eine organisch mit dieser Handlung gar nicht zusammenhängende, sonderbar „ungeschickte“ Bewegung, vom Tische wirft, so daß sie in etwa fünf oder sechs größere Stücke zerbricht. Und dies, nachdem er am Abend zuvor, nur nach vorherigem starken Zögern, sich entschlossen hatte, gerade diese Vase blumengefüllt vor die geladenen Gäste auf den Tisch des Speisezimmers zu stellen, und nachdem er knapp vor dem Zerbrechen an sie gedacht, sie in seinem Wohnzimmer angstvoll vermißt und eigenhändig aus dem anderen Zimmer geholt hat!

Als er nun nach der anfänglichen Bestürzung die Stücke aufsammelt, und gerade als er durch Zusammenpassen derselben konstatiert, es werde noch möglich sein, die Vase fast lückenlos zu rekonstruieren, da — gleiten ihm die zwei oder drei größeren Bruchstücke aus den Händen; sie zerstieben in tausend Splitter und mit ihnen auch jegliche Hoffnung auf diese Vase.

Fraglos hatte diese Fehlleistung die aktuelle Tendenz, dem Arzte das Verfolgen seines Rechtes zu ermöglichen, indem dieselbe das beseitigte, was er zurückbehalten hat und was ihn einigermaßen behinderte, das zu verlangen, was man ihm zurückbehalten hat.

Doch außer dieser direkten, besitzt für jeden Psychoanalytiker diese Fehlleistung noch eine weitere, ungleich tiefere und wichtigere, symbolische Determinierung; ist doch Vase ein unzweifelhaftes Symbol der Frau.

Der Held dieser kleinen Geschichte hatte seine schöne, junge und heißgeliebte Frau auf tragische Weise verloren; er verfiel in eine Neurose, deren Grundnote war, er sei an dem Unglücke schuld („er hat eine schöne Vase zerbrochen“).

Auch fand er kein Verhältnis mehr zu den Frauen und hatte Abneigung vor der Ehe und dauernden Liebesbeziehungen, die im Unbewußten als Untreue gegen seine verstorbene Frau gewertet, im Bewußtsein aber damit rationalisiert wurde, er bringe den Frauen Unglück, es könnte sich eine seinetwegen töten usw. usw. (Da durfte er natürlich die Vase nicht dauernd behalten!)

Bei seiner starken Libido ist es nun nicht verwunderlich, daß ihm als die adäquatesten die ihrer Natur nach doch passageren Beziehungen zu verheirateten Frauen vorschwebten (daher Zurückhalten der Vase eines anderen).

Eine schöne Bestätigung für diese Symbolik findet sich in nachstehenden zwei Momenten: Infolge der Neurose unterzog er sich der psychoanalytischen Behandlung.

Im Verlaufe der Sitzung, in der er von dem Zerbrechen der „irdenen“ Vase erzählte, kam er viel später wieder einmal auf sein Verhältnis zu den Frauen zu sprechen und meinte, er sei bis zur Unsinnigkeit anspruchsvoll; so verlange er z. B. von den Frauen „unirdische Schönheit“. Doch eine sehr deutliche Betonung, daß er noch an seiner (verstorbenen i. e. unirdischen) Frau hänge und von „irdischer Schönheit“ nichts wissen wolle; daher das Zerbrechen der „irdenen“ (irdischen) Vase.

Und genau zur Zeit, als er in der Übertragung die Phantasie bildete, die Tochter seines Arztes zu heiraten — da verehrte er demselben eine — Vase, quasi als Andeutung, nach welcher Richtung ihm die Revanche erwünscht wäre.

Voraussichtlich läßt sich die symbolische Bedeutung der Fehlleistung noch mannigfaltig variieren, z. B. die Vase nicht füllen wollen usw. Interessanter erscheint mir jedoch die Erwägung, daß das Vorhandensein von mehreren, mindestens zweien, wahrscheinlich auch getrennt aus dem Vor- und Unbewußten wirksamen Motiven, sich in der Doppelung der Fehlleistung — Umstoßen und Entgleiten der Vase — widerspiegelt.

Es ist auch fraglos, daß die beiden so genau kooperierenden Motive einander zum großen Teil auch decken, so daß die Selstvorwürfe wegen Unterschlagung die bewußte Vertretung der tieferen, erotischen Komplexe sind. Aus diesem Grunde erscheint mir in diesem Falle die Herstellung einer Korrespondenz zwischen einem bestimmten Motiv und einer bestimmten Fehlleistung undurchführbar und untunlich.

3.

Ein Fall von Verlieren.

Mitgeteilt von Dr. O. Rank.

Eine junge Dame hat folgende, nach ihrer eigenen Aussage höchst sonderbare Begebenheit erlebt, die von Zeugen derselben in übereinstimmender Weise bestätigt wird.

Sie soll die von ihrem Taschengeld bestrittenen Ausgaben am Ende der Woche ihrer Mutter verrechnen und es zeigt sich, daß ihr eine Krone fehlt, was die Mutter bei weitem nicht so schwer nimmt, wie die Tochter, die jede Möglichkeit der Ausgabe ausschließt, um endlich nach unzweifelhafter Konstatierung des Defizits in Tränen auszubrechen. Die Mutter sucht sie zu beruhigen, sie werde sich schon der Ausgabe entsinnen oder solle den geringfügigen Verlust doch verschmerzen. Die Tochter erbringt einen förmlichen Alibibeweis, daß sie gar keine Möglichkeit zur Ausgabe gehabt habe, sich aber auch nicht denken könne, wo sie das Geldstück aus ihrer wohl verschlossenen Börse, die sich noch dazu im Täschchen befand, verloren haben könnte. Sie gibt der Vermutung Ausdruck, ob nicht die Mutter selbst vielleicht sich das Geldstück entliehen und daran vergessen habe. Das wird entschieden in Abrede gestellt.

Nach einer Weile springt die Verlustträgerin plötzlich auf mit den Worten: „Das ist doch merkwürdig! Jetzt fällt mir ein Traum ein, den ich diese Nacht hatte und in dem ich seltsamerweise eine Krone erhalten habe. Das sieht doch so aus, als hätte mich der Traum für den Verlust entschädigen wollen. Mir träumte, daß Karl (ein Verwandter) zu Besuch käme. Er sagte, als er eintrat: Rate einmal, was ich dir mitgebracht habe! Ich sagte: Ich weiß nicht. Da drückte er mir etwas in die Hand. Ich sah nach und fand, daß es eine Krone war, und zwar eine etwas schäbige Jubiläumskrone, mit einer Öse zum Anhängen (als Schmuckstück).“

Eine Deutung dieses Traumes, der die Kenntnis des Unbewußten vom Verlust und den Wunsch nach Entschädigung deutlich verrät, wurde nicht vorgenommen, doch ist bemerkenswert, daß mit Aufhebung dieser Sperrung (die Erinnerung an den Traum war bis zu dem Moment überhaupt nicht vorhanden gewesen) weitere Einfälle nachströmen, welche die Tatsache des Verlustes unzweifelhaft sicherstellen. Die Dame, die am Abend zuvor das Theater besucht hatte, erinnert sich jetzt, daß sie am Vormittag, gegen ihre

sonstige Gewohnheit, das Bedürfnis gefühlt hatte, vor dem Ausgehen ihre Barschaft zu überzählen; dabei konstatierte sie, außer anderen Geldsorten, den Besitz von zwei Kronen in Silber, was sie ganz in Ordnung fand. Plötzlich aber erinnert sie, im Theater bestimmt noch drei Kronen in Silber gehabt und in der Zwischenzeit ganz gewiß keine Krone gewechselt zu haben. Da die vermißte Krone zu Hause nicht gefunden wird, auf dem Wege aus dem Theater der doppelte Verschuß schwerlich versagt haben dürfte, sei die einzige Möglichkeit, daß sie das Geldstück im Theater verloren habe. Auf die Frage der Mutter, bei welcher Gelegenheit das der Fall sein konnte und wieso sie sich des Vorhandenseins der drei Kronen im Theater so sicher entsinne, fällt der Tochter folgende, bis dahin gar nicht zur Sprache gekommene Szene ein. Sie hatte einen Parkettsitz in den rückwärtigen Reihen genommen, war aber dann mit dem Platz unzufrieden und wandte sich an den Billeteur, den sie ersuchte, ihr einen besseren freigebliebenen Platz anzuweisen. Da der Mann ihr sogleich willfahrte, öffnete sie die Börse, um ihm ein Trinkgeld zu geben. Bei dieser Gelegenheit sah sie, daß von Metallgeld nur drei Silberkronen vorhanden waren. Eine Krone Trinkgeld erschien ihr doch zu viel und sie war geärgert, daß sie dem Manne nichts geben konnte. Sie sagte ihm aber, in der Pause werde sie wechseln lassen und meint nun, sie habe zu diesem Zwecke das Geldstück in der Hand behalten oder auf den Schoß gelegt, in der Spannung des Zusehens aber daran vergessen, so daß es zur Erde gefallen sei. Als sie den Billeteur dann nicht mehr sah, dachte die mit dem eigenen Geld sehr sparsame Dame auch nicht mehr an das Wechseln und muß, wenn auch mit Beschämung, zugeben, daß sie ein gewisses Vergnügen an dieser billigen Erwerbung des Sitzes hatte. Aber dieses Gefühl scheint eben nicht rein und ungetrübt gewesen zu sein, wie die Fehlhandlung zeigt, die eine Kompensation dieser ihr sonst ferne liegenden Kleinlichkeit und Schüchternheit darstellt, indem sie ja doch die Krone als Trinkgeld auf ihrem Platze zurückläßt und den ihrem Unbewußten wohlbekannten Vorgang nicht zum Bewußtsein zuläßt.

Auffällig an der spontanen Aufklärung dieses Verlustes ist nicht so sehr das unbewußte Besserwissen, das sich im Traume verrät, wie der Mechanismus der Bewußtwerdung der Fehlleistung, der den Anschein hervorruft, als wäre erst die Erweckung des trostreichen Traumes notwendig, ehe das Bewußtsein die peinliche Realität des Verlustes anerkennen kann. Das bezieht sich aber nicht nur auf den offenkundig wunscherfüllenden Inhalt des Traumes (Ersatz der Krone), sondern auch auf ein Stück psychologischer Einsicht, das allerdings in der Abwehrform des Aberglaubens Ausdruck findet. Nach Erzählung des Traumes (aber noch vor Aufklärung des Verlustes) soll nämlich die Träumerin bemerkt haben: „Jetzt bin ich wenigstens beruhigt darüber, daß ich das Geld verloren habe und sehe darin eine Fügung des Schicksals.“ Darin liegt, nach Reduktion der abergläubischen Auslegung, das Geständnis der unbewußten Opferabsicht, mit der sich das Bewußtsein erst auf Grund des vorangegangenen Trostes abfinden kann. Einen ähnlichen Mechanismus der „Entwertung des Verdrängungsmotivs durch Rekompense“ hat Tausk als Bedingung für das Wiederauftauchen verdrängter psychischer Elemente aufgezeigt. Entsprechend der andersartigen Qualität dieser Fehlleistung (Verlust) erscheint dieselbe Tendenz hier in der Gestalt eines tröstenden Ersatzes, wie ich bereits an einem anderen Falle von Verlieren gezeigt habe (Zentralblatt für Psa., Bd. I, 1911, S. 450).

4.

Ein Pechtag.

Mitgeteilt von M. W.

Ich habe eine Ansichtskarte von meinem Bruder aus L. erhalten. Die Karte aus der für mich erlebnisreichen Stadt hat mich für eine Zeitlang der Realität entrissen und in die ehemalige Phantasiewelt versetzt. Ich wurde „zerstreut“.

Als ich in die Klinik kam, fühlte ich großen Hunger. „Merkwürdig,“ sagte ich zu einem Kollegen, „daß ich diese Tage eine so quälende Eßlust habe; es wird mir direkt schlecht, wenn ich nicht gleich was essen kann.“ Nach diesem Geständnisse setzte ich meine Arbeit, das Schreiben einer Krankengeschichte, fort.

Nicht wenig überrascht war ich, als ich die zwei von mir eben verfaßten Sätze las: „Pat. konnte keinen Atem holen, sie hatte immer essen.“ Letzteres Wort habe ich statt „eng“ gebraucht.

Die Verschreibung zeigt deutlich, daß ich, während ich die Krankengeschichte schrieb, immer noch an das stark gefühlsbetonte Essen dachte. Der Gedanke war mir aber nicht mehr bewußt. Die Klangähnlichkeit zwischen „eng“ und „essen“ begünstigte natürlich die Fehlleistung.

Als ich nachmittags wieder in die Klinik fuhr, dachte ich lebhaft daran, wie gern ich eine Reise nach der Stadt meiner Studienzeit, L. gemacht hätte. Bald mußte ich jedoch meine Träume unterbrechen: ich mußte aussteigen. Um eine Fehlleistung, wie die vom Morgen, zu verhüten, ging ich an einen Automaten, mir was Eßbares zu kaufen. Die Automaten auf diesem Bahnhof kannte ich sehr gut, weil ich sie öfters benützte. Deshalb mußte ich wiederum staunen, als ich statt der erwarteten Eßware eine Fahrkarte herausfallen sah. Ich hatte die weit voneinander entfernten Automaten verwechselt: der noch im Unbewußten herrschende Wunsch zu fahren, setzte sich in der „Symptomhandlung“ durch, indem ich eine Fahrkarte kaufte.

Meine Verirrungen an diesem Tage wollten kein Ende nehmen. Abends ging ich zu meiner Mutter. Soeben hatte sie eine Ansichtskarte mit Grüßen von verschiedenen Bekannten erhalten. Eine Dame darunter, welche ich nicht gern mochte, sandte ihr herzliche Küsse. Die Dame hieß Nelli W. „Aber Mutter!“ rief ich hochoberstaunt, „bist du denn mit Georg so nahe, daß er dich zu küssen wagt?“ Nicht weniger staunte wohl die Mutter: „Da steht ja der Name Nelli und nicht Georg! Ich werde mich doch nicht von ihm küssen lassen!“ „Georg“ hieß Nellis Mann.

Wieder versäumte der ins Unbewußte gedrängte Wunsch nicht, seine Rechte in einer Fehlleistung darzutun. Es war ja wirklich viel einfacher bei „küsse herzlichst“ an Nelli statt an Georg zu denken, besonders, da ihr Vorname deutlich genug zu erkennen war. Warum verkannte ich den Namen? — Wohl auch, weil ich die Frau nicht gut mochte und ihren Namen demnach lieber nicht gesehen hätte. Warum las ich aber den Vornamen ihres Mannes? Georg selbst war mir in erotischer Hinsicht stets gleichgültig. Das Unbewußte bedient sich aber in der Regel gleichgültiger Symbole: es kommt auf den Inhalt an. Eben habe ich auch meine Ansichtskarte erhalten, ich dachte intensiv an die Stadt L., an „ihn“, wenn auch

bloß in Form der Erinnerung an damalige Wunschphantasien. Vom Standpunkte dieser Phantasien aus war es viel natürlicher hier in erster Linie an das männliche Individuum (in dem Falle Georg) zu denken und nicht an seine Frau. Der Widerstand der Frau gegenüber machte es mir bequem, ihren Vornamen zu übersehen und durch den Vornamen ihres Mannes zu ersetzen. Die Vorwürfe, welche ich der „unkeuschen“ Mutter mache, sind sehr charakteristisch: es ist die Projektion der Selbstvorwürfe für die im Bewußtsein nicht geduldeten eigenen Wünsche auf eine andere Person. Diese Projektion ermöglicht zugleich das Verbotene ruhig weiter zu genießen: wenn es andere, ja wenn das Vorbild der „Tugend“, die Mutter, es tut, dann darf ich es sicher auch tun.

5.

Ein wiederholter Fall von Verschreiben bei der Rezeptierung.

Von Dr. Ed. Hitschmann.

Ein Kollege erzählte mir, es sei ihm im Laufe der Jahre mehrmals passiert, daß er sich beim Verschreiben eines bestimmten Medikaments für weibliche Patienten vorgeschrittenen Alters irrte. Zweimal verschrieb er die zehnfache Dosis und mußte nachher, da ihm dies plötzlich einfiel, unter größter Angst der Patientin geschadet zu haben und selbst in größte Unannehmlichkeit zu kommen, eiligst die Zurückziehung des Rezeptes anstreben. Diese sonderbare Symptomhandlung verdient durch genauere Darstellung der einzelnen Fälle und durch Analyse klargelegt zu werden.

1. Fall: Der Arzt verschreibt einer an der Schwelle des Greisenalters stehenden armen Frau gegen spastische Obstipation zehnfach zu starke Belladonna-Zäpfchen. Er verläßt das Ambulatorium und etwa eine Stunde später fällt ihm zu Hause, während er Zeitung liest und frühstückt, plötzlich sein Irrtum ein; es überfällt ihn Angst, er eilt zunächst ins Ambulatorium zurück, um die Adresse der Patientin zu requirieren und von dort in ihre weit entlegene Wohnung. Er findet das alte Weiblein noch mit unausgeführtem Rezept, worüber er höchst erfreut und beruhigt heimkehrt. Er entschuldigt sich vor sich selbst nicht ohne Berechtigung damit, daß ihm der gesprächige Chef der Ambulanz während der Rezeptur über die Schulter geschaut und ihn gestört hatte.

2. Fall: Der Arzt muß sich aus seiner Ordination von einer koketten und pikant schönen Patientin losreißen, um ein älteres Fräulein ärztlich aufzusuchen. Er benützt ein Automobil, da er nicht viel Zeit für diesen Besuch übrig hat; denn er soll um eine bestimmte Stunde, nahe von ihrer Wohnung, ein geliebtes junges Mädchen heimlich treffen. Auch hier ergibt sich die Indikation für Belladonna wegen analoger Beschwerden wie im ersten Fall. Es wird wieder der Fehler begangen, das Medikament zehnfach zu stark zu rezeptieren. Die Patientin bringt einiges nicht zum Gegenstand gehörige Interessante vor, der Arzt aber verrät Ungeduld, wenn er sie auch mit Worten verleugnet und verläßt die Patientin, so daß er reichlich zurecht zum Rendezvous erscheint. Etwa zwölf Stunden nachher, gegen sieben Uhr morgens, erwacht der Arzt; der Einfall seines Verschreibens und Angst treten fast gleichzeitig in sein Bewußtsein, und er sendet rasch zu der Kranken in der Hoffnung, daß das Medikament noch nicht aus der Apotheke geholt sei und bittet um Rückstellung des Rezeptes, um es zu revidieren. Er erhält jedoch das bereits ausgeführte Rezept zurück und begibt sich mit einer ge-

wissen stoischen Resignation und dem Optimismus des Erfahrenen in die Apotheke, wo ihn der Provisor damit beruhigt, daß er selbstverständlich (oder vielleicht auch durch ein Versehen?) das Medikament in einer geringeren Dosis verabreicht habe.

3. Fall: Der Arzt will seiner greisen Tante, Schwester seiner Mutter, die Mischung von Tinct. belladonnae und Tinct. opii in harmloser Dosis verschreiben. Das Rezept wird sofort durch das Mädchen in die Apotheke getragen. Ganz kurze Zeit später fällt dem Arzt ein, daß er anstatt tinctura „extractum“ geschrieben habe, und gleich darauf telephoniert der Apotheker, über diesen Irrtum interpellierend. Der Arzt entschuldigt sich mit der erlogenen Ausrede, er hätte das Rezept noch nicht vollendet gehabt, es sei ihm durch die unerwartet rasche Wegnehmung des Rezeptes vom Tisch die Schuld abgenommen.

Die auffällig gemeinsamen Punkte dieser drei Irrtümer in der Verschreibung sind darin gelegen, daß es dem Arzt nur bei diesem einen Medikament bisher passiert ist, daß es sich jedesmal um eine weibliche Patientin im vorgeschrittenen Alter handelte, und daß die Dosis immer zu stark war. Bei der kurzen Analyse stellte sich heraus, daß das Verhältnis des Arztes zur Mutter von entscheidender Bedeutung sein mußte. Es fiel ihm nämlich ein, daß er einmal — und zwar höchstwahrscheinlich vor diesen Symptomhandlungen — seiner gleichfalls greisen Mutter dasselbe Rezept verschrieben hatte, und zwar in der Dosis von 0·03, obwohl die gewöhnliche 0·02 ihm geläufiger war, um ihr radikal zu helfen, wie er sich dachte. Die Reaktion der zarten Mutter auf dieses Medikament war Kopfkongestion und unangenehme Trockenheit im Rachen. Sie beklagte sich darüber mit einer halb scherzhaften Anspielung auf die gefährlichen Ordinationen, die von einem Sohne ausgehen können. Auch sonst hat die Mutter, übrigens Arztenstochter, gegen gelegentlich vom ärztlichen Sohne empfohlene Medikamente ähnlich ablehnende, halb scherzhafte Einwendungen erhoben und vom Vergiften gesprochen.

Soweit Referent die Beziehungen dieses Sohnes zu seiner Mutter durchschaut, ist er zwar ein instinktiv liebevolles Kind, aber in der geistigen Schätzung der Mutter und im persönlichen Respekt keineswegs übertrieben. Mit dem um ein Jahr jüngeren Bruder und der Mutter in gemeinsamem Haushalt lebend, empfindet er dieses Zusammensein seit Jahren für seine erotische Freiheit als Hemmung, wobei wir allerdings aus psychoanalytischer Erfahrung wissen, daß solche Begründungen zum Vorwand für inneres Gebundensein gern mißbraucht werden. Der Arzt akzeptierte die Analyse unter ziemlicher Befriedigung über die Aufklärung und meinte lächelnd, das Wort Belladonna = schöne Frau, könnte auch eine erotische Beziehung bedeuten. Er hat das Medikament früher gelegentlich auch selbst verwendet.

6.

Zwei Fälle von Namenvergessen.

Von Dr. Ed. Hitschmann.

I. Dr. F. erzählt folgenden Fall: Von einer lang ersehnten Urlaubsreise zurückkehrend, phantasiert er über die außerberufliche Betätigung, die ihn nun in seiner trübseligen Praxis wieder interessieren sollte. Er erinnert sich des seinerzeit begonnenen Studiums der höheren Mathematik, wozu ihm eine vor kurzem kennen gelernte Studentin der Mathematik einfällt, die das Glück hat, sich diesem Studium ganz widmen zu können. Doch kann er ihren Namen trotz aller Bemühung nicht finden. Nach Wochen, da er wirklich die Muße gewinnt, sich mit der Mathematik zu beschäftigen, fällt ihm wieder

die Tatsache des Vergessens, diesmal aber auch der gesuchte Name ein, und er versucht sich diesen Fall zu erklären, da er mit den Freudschen Forschungen bekannt ist. Der Name des Mädchens lautet Kraus: dazu fiel ihm ein, daß er eine ebenso lang ersehnte Reise vor Jahren im Anschluß an die Promotion, wo auch ein Herr Kraus promoviert worden war, gemacht hatte. In Venedig las er in einer Zeitung seines Wohnortes, daß die Schwiegermutter des eben verheirateten Dr. Kraus, Frau Meier, gestorben sei. Vor seiner jetzigen Reise hatte er sich nur Eines gewünscht: daß keiner seiner einträglichen Patienten, während seiner Abwesenheit, zu seinem materiellen Schaden erkrankte oder stürbe; wenn aber doch, so sollte er wenigstens auf der Reise von dem Todesfall nichts zu hören oder lesen bekommen. Er nahm sich also vor, keine häusliche Zeitung auf der ganzen Reise anzusehen; er hatte dabei besonders an drei bis vier Patienten gedacht. Nachträglich fällt ihm ein, daß er seine wertvollste Patientin, Kommerzialrätin Meier, nicht in dieses Kalkul gezogen hatte. Gerade an ihr war ihm im obgenannten Sinn aber am meisten gelegen!

Zur Ergänzung sei erwähnt, daß dieser Arzt als aufopferungsvoller Sohn mit einer blinden, von ihm betreuten Mutter lebt, die er aber auf den weiteren Teil seiner Reise nicht mitgenommen hatte. Er mag wohl auch ihre mögliche Erkrankung oder ihren Tod befürchtet haben und es mag sein, daß von diesem Punkte der Hauptanteil der Verdrängung ausgegangen war, wenn auch das materielle Kalkul mit dem Leben der Patientin an sich etwas vom Bewußtsein gern Abgelehntes vorstellt.

II. Herr N. will die Buchhandlungsfirma „Gillhofer und Ranschburg“ jemandem angeben. Es fällt ihm aber trotz allen Nachdenkens nur der Name Ranschburg ein, trotzdem ihm die Firma sonst sehr geläufig ist. Mit einer leichten Unbefriedigung darüber nach Hause kommend, ist ihm die Sache wichtig genug, um den anscheinend bereits schlafenden Bruder nach der ersten Hälfte des Firmanamens zu fragen. Derselbe nennt ihn anstandslos. Darauf fällt Herrn N. sofort zu „Gillhofer“ das Wort „Gallhof“ ein. Zum „Gallhof“ hatte er einige Monate vorher in Gesellschaft eines anziehenden Mädchens einen erinnerungsreichen Spaziergang gemacht. Das Mädchen hatte ihm als Andenken einen Gegenstand geschenkt, auf dem geschrieben steht: „Zur Erinnerung an die schönen Gallhofer Stunden.“ In den letzten Tagen vor dem Namenvergessen wurde dieser Gegenstand, scheinbar zufällig, beim raschen Zuschieben der Lade durch N. stark beschädigt, was er — mit dem Sinn von Symptomhandlungen vertraut — nicht ohne Schuldgefühl konstatierte. Er war in diesen Tagen in etwas ambivalenter Stimmung zu der Dame, die er zwar liebte, deren Ehwunsch er aber zaudernd gegenüberstand.

7.

Zwei witzige Beispiele von Versprechen.

Mitgeteilt von Dr. Rank.

I. Einer verheirateten Frau, die gern Anekdoten hört und von der man behauptet, daß sie auch außerehelichen Werbungen nicht abhold sei, wenn sie durch entsprechende Geschenke unterstützt werden, erzählt ein junger Mann, der sich auch um ihre Gunst bewirbt, nicht ohne Absicht folgende altbekannte Geschichte. Von zwei Geschäftsfreunden bemüht sich der eine um die Gunst der etwas spröden Frau seines Kompagnons; schließlich will sie ihm diese gegen ein Geschenk von 1000 Gulden gewähren. Als nun ihr

Mann verreisen will, borgt sich sein Kompagnon von ihm 1000 Gulden aus und verspricht, sie noch am nächsten Tage seiner Frau zurückzustellen. Natürlich gibt er dann diesen Betrag als vermeintlichen Liebeslohn der Frau, die sich schließlich noch entdeckt glaubt, als ihr zurückgekehrter Mann die 1000 Gulden verlangt und zum Schaden noch den Schimpf hat. — Als der junge Mann in der Erzählung dieser Geschichte bei der Stelle angelangt war, wo der Verführer zum Kompagnon sagt: „Ich werde das Geld morgen deiner Frau zurückgeben“, unterbrach ihn seine Zuhörerin mit den vielsagenden Worten: „Sagen Sie, haben Sie mir das nicht schon — zurückgegeben! Ah, pardon, ich wollte sagen — erzählt.“ — Sie könnte ihre Bereitwilligkeit, sich unter denselben Bedingungen hinzugeben, kaum deutlicher kundgeben, ohne sie direkt auszusprechen.

II. Ein jung verheirateter Ehemann, dem seine um ihr mädchenhaftes Aussehen besorgte Frau den häufigen Geschlechtsverkehr nur ungern gestattet, erzählt mir folgende nachträglich auch ihn und seine Frau höchst belustigende Geschichte. Nach einer Nacht, in welcher er das Abstinenzgebot seiner Frau wieder einmal übertreten hatte, rasiert er sich morgens in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer und benützt dabei — wie schon öfter aus Bequemlichkeit — die auf dem Nachtkästchen liegende Puderquaste seiner noch ruhenden Gattin. Die um ihren Teint äußerst besorgte Dame hatte ihm auch dies schon mehrmals verwiesen und ruft ihm darum geärgert zu: „Du puderst mich ja schon wieder mit deiner Quaste!“ Durch des Mannes Gelächter auf ihr Versprechen aufmerksam gemacht (sie wollte sagen: du puderst dich schon wieder mit meiner Quaste), lacht sie schließlich belustigt mit („pudern“ ist ein jedem Wiener geläufiger Ausdruck für koitieren, die Quaste als phallisches Symbol kaum zweifelhaft).

8.

Strindberg über Fehlleistungen.

Mitgeteilt von Dr. Karl Weiß (Wien).

„ . . . Nach einer Weile kam der Graf wirklich und er trat ruhig an Esther heran, als habe er sie zu einem Stelldichein bestellt.

— Hast du lange gewartet? fragte er mit seiner gedämpften Stimme.

— Sechs Monate, wie du weißt, antwortete Esther; aber hast du mich heute gesehen?

— Ja, eben im Straßenbahnwagen; und ich sah dir in die Augen, daß ich mit dir zu sprechen glaubte.

— Es ist viel „geschehen“ seit dem letztenmal.

— Ja, und ich glaubte, es sei zwischen uns aus.

— Wieso?

— Alle Kleinigkeiten, die ich von dir bekommen habe, gingen entzwei, und zwar auf eine okkulte Weise. Aber das ist eine alte Wahrnehmung.

— Was du sagst! Jetzt erinnere ich mich an eine ganze Menge Fälle, die ich für Zufälle hielt. Ich bekam einmal ein Pincenez von meiner Großmutter, während wir gute Freunde waren. Es war aus geschliffenem Bergkristall und ausgezeichnet bei den Obduktionen, ein richtiges Wunderwerk, das ich sorgfältig hütete. Eines Tages brach ich mit der Alten, und sie wurde auf mich böse.

Da geschah es bei der nächsten Obduktion, daß die Gläser ohne Ursache herausfielen. Ich glaubte, es sei ganz einfach entzwei; schickte es zur

Reparatur. Nein, es fuhr fort, seinen Dienst zu verweigern; wurde in eine Schublade gelegt und ist fortgekommen.

— Was du sagst! Wie eigentümlich, daß das, was die Augen betrifft, am empfindlichsten ist. Ich hatte ein Doppelglas von einem Freunde bekommen; das paßte für meine Augen so gut, daß der Gebrauch ein Genuß für mich war. Der Freund und ich wurden Unfreunde. Du weißt, dazu kommt es, ohne sichtbare Ursache; es scheint einem, als dürfe man nicht einig sein. Als ich das Opernglas das nächstemal benützen wollte, konnte ich nicht klar sehen. Der Schenkel war zu kurz und ich sah zwei Bilder. Ich brauche dir nicht zu sagen, daß sich weder der Schenkel verkürzt noch der Abstand der Augen vergrößert hatte! Es war ein Wunder, das alle Tage geschieht und das schlechte Beobachter nicht merken. Die Erklärung? Die psychische Kraft des Hasses ist wohl größer als wir glauben. — Übrigens der Ring, den ich von dir bekommen habe, hat den Stein verloren — und läßt sich nicht reparieren, läßt sich nicht. Willst du dich jetzt von mir trennen? . . . („Die gotischen Zimmer“, S. 258 f.)

9.

Symptomhandlungen auf der Bühne.

Von Dr. Adolf Deutsch (Wien).

In seinem Buche „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ spricht Freud von Zufallshandlungen, die im Gegensatz zu solchen des „Vergreifens“, welche mit dem Vorwande der Ungeschicklichkeit gedeckt werden, „die Anlehnung an eine bewußte Intention verschmähen und also des Vorwandes nicht bedürfen. Sie treten für sich auf und werden zugelassen, weil man Zweck und Absicht bei ihnen nicht vermutet. Man führt sie aus ‚ohne sich etwas bei ihnen zu denken‘, nur ‚rein zufällig‘, ‚wie nur die Hände zu beschäftigen‘, und man rechnet darauf, daß solche Auskunft der Nachforschung nach der Bedeutung der Handlung ein Ende bereiten wird.“

Nach gründlicher Analyse zahlreicher Zufallshandlungen ist Freud zur Überzeugung gekommen, „daß sie eher den Namen von Symptomhandlungen verdienen. Sie bringen etwas zum Ausdruck, was der Täter selbst nicht in ihnen vermutet, und was er in der Regel nicht mitzuteilen, sondern für sich zu behalten beabsichtigt.“

Er gruppiert sie in solche Handlungen, die man gewohnheitsmäßig vornimmt (Spielen mit der Uhrkette, Zwirbeln am Barte usw.) oder regelmäßig unter gewissen Umständen (Spielen mit einem Stock, Kritzeln mit einem Bleistift usw.) oder nur vereinzelt unter besonderen Umständen.

Solche Handlungen werden nicht nur an neurotischen, sondern auch an gesunden Menschen beobachtet. Im Verkehr können sie oft unliebsame Verstimmungen hervorrufen. Wer Menschenkenner ist und die tiefere Bedeutung einer solchen Symptomhandlung erfaßt, also eine wenn auch unbewußte Absicht erkennt, kann verstimmt werden; um so mehr aber noch ein psychologisch Ungeschulter, der hinter einer solchen Symptomhandlung eine bewußte Absicht vermuten oder erkennen will. „Je nervöser zwei Menschen sind, desto eher werden sie einander Anlaß zu Entzweigungen bieten, deren Begründung jeder für seine eigene Person ebenso bestimmt leugnet, wie er sie für die Person des anderen als gesichert annimmt.“

Wer der Psychologie des Unbewußten besondere Aufmerksamkeit widmen und ihr volles Verständnis entgegenbringen kann, wird sowohl an sich selbst,

als auch besonders an seiner Umgebung, Handlungen beobachten, die er mit geübtem Blick nach ihrer tieferen Bedeutung werten wird.

Schauspieler, die ihre Bühnengestalten nicht nur aus ihrem inneren Reichtum, sondern auch aus gründlicher Beobachtung und Kenntnis der Menschen schaffen, haben manchmal derartige Symptomhandlungen trefflich zur Darstellung gebracht. Sie gelingen leider nicht immer, d. h. das Theaterpublikum wird ihrer oft gar nicht inne oder sie werden nicht richtig gedeutet. Sie verfehlen zuweilen auch ihre Wirkung selbst auf den geschulten Beobachter, weil ihnen zur vollen Bühnenwirkung eine Grundbedingung der Symptomhandlungen entgegen steht, nämlich die: „sie müssen unauffällig und ihre Effekte müssen geringfügig sein“. Die weite Distanz zwischen Bühne und den meisten Sitzen eines weitläufigen Theaters zwingt den Schauspieler oft zur Vergrößerung einer solchen Handlung, da er nicht annehmen kann, daß die Zuschauer stets mit dem Theaterglass auf die Bühne schauen. So verlieren derartige Handlungen an Bedeutung; manche Gesten der Schauspieler, die sich den Symptomhandlungen sehr annähern, sind geradezu gewöhnliches „Theaterrequisit“ geworden. Der Schauspieler, der auf der Bühne durch irgend ein Geschehnis in mächtige Erregung geraten ist, vor den Mit-Agierenden aber seine Fassung gewahrt zeigen will, lockert mit einer Hand die Enge seines Hemdkragens oder er fährt sich in kurzen Pausen durchs Haar und zerstört seinen tadellosen Scheitel, oder er trommelt, äußerlich ruhig, mit zitternden Fingern auf den Tisch u. s. f.

Eine vollkommene Symptomhandlung vollführt Moissi als Hamlet. In der 4. Szene des III. Aufzuges (in seiner Aussprache mit der Mutter) nach dem Aufschrei der Königin:

„Was willst du tun, du willst mich doch nicht morden?“, nachdem Hamlet den Todesstoß gegen Polonius geführt und die Königin schauernd zurückfährt:

„O welche rasche, blut'ge Tat ist dies!“

erwidert Hamlet: „Ja, gute Mutter, eine blut'ge Tat,
so schlimm' beinah, als einen König töten
und in die Eh' mit seinem Bruder treten“.

Im weiteren Verlauf des Gespräches, das erfüllt ist von zitternden Gedanken an Tod und Rache, da Hamlet seiner Mutter die Verschiedenheit der Brüder in Bildnis und Wesenheit vor Augen führt, steht Moissi gebeugt über eine Banklehne. Ein Anhängsel auf einem Kettchen um seinen Hals fällt über das Hemd heraus. Moissi greift danach und spielt mit ihm, während er mit tränenvollen Worten von seinem geliebten Vater spricht. Ist das Anhängsel ein Bildnis seines Vaters und soll diese Symptomhandlung ausdrücken, woher ihm Gebot und Antrieb zur Rache kommt oder ist es ein Kreuz, das den Zögernden vor der Rache zurückweichen macht, da die „süße Religion“ ihn mit ihren Vorboten gefesselt hält? Ich konnte es auf die weite Distanz hin nicht unterscheiden.

Einer vollkommenen Symptomhandlung der Künstlerin Eleonore Duse erwähnt Freud: „Es ist ein Ehebruchs-drama; sie hat eben eine Auseinandersetzung mit ihrem Mann gehabt und steht nun in Gedanken abseits, ehe sich ihr der Versucher nähert. In diesem kurzen Intervall spielt sie mit dem Ehe-ring an ihrem Finger, zieht ihn ab, um ihn wieder anzustecken und zieht ihn wieder ab. Sie ist nun reif für den andern“.

Diese Symptomhandlung gehört zu den „vereinzelt“, welche für den Schauspieler die Gewähr des Gelingens in sich tragen, weil während des Vollbringens nicht gesprochen wird, niemand sonst auf der Bühne ist und alle Aufmerksamkeit sich auf den Darsteller konzentrieren kann.

Der Theaterintendant Dr. Karl Hagemann widmet in seinem Buche „Regie, die Kunst der szenischen Darstellung“ ein Kapitel (XII.) den Ausdrucksmöglichkeiten von Gedanken und Gefühlen, die dem Schauspieler zu Gebote stehe: „Die Gedanken in möglichst großer Schärfe und deshalb leicht faßlich, unterstützt und unterstrichen durch gewisse Ausdrucksmittel der körperlichen Beredsamkeit — die Gefühle auf Grund der durch die Handlung gebotenen äußeren und inneren Erlebnisse, mit Hilfe des Sprechtons, der Gebärden und Mimik. Bewußtseinsvorgänge also, die vom Dichter ohne weiteres gefordert werden: klar erfaßte, seelische Phänomene in möglichst klar gegebener Darstellung“. Er nennt diese Darbietungen primäre Ausdrucksmöglichkeiten; diesen stellt er die sekundären Ausdrucksmöglichkeiten gegenüber „die vom Schauspieler mehr als sonst mitschöpferische Qualitäten verlangen . . . Es sind dies Phänomene, die sich in gewissen Äußerungen des Unterbewußtseins offenbaren.“

Hagemann kommt nun auf Freuds Darstellung der Symptomhandlungen in der „Psychopathologie des Alltags“ zu sprechen und wünscht, daß jeder Schauspieler sich die Kenntnis dieser Ausführungen verschaffen soll, von denen er sich eine tiefe Bereicherung der schauspielerischen Kunst verspricht. Er erfaßt die Definition Freuds ganz richtig und wertet ebenso richtig die im genannten Buche angeführten Beispiele. Er zieht auch daraus sofort die für die Schauspielkunst richtigen und wichtigen Schlüsse: „Diese sogenannten Symptomhandlungen sind deshalb von so großer Wichtigkeit für den modernen Schauspieler, weil der betreffende Täter zwar selbst von einer damit verknüpften Absicht nichts weiß, sich die Handlungen also nicht anrechnet und nicht verantwortlich erscheint — der andere (der Zuschauer) sie dagegen als wichtige Symptome äußerer Vorgänge erkennt und zu Schlüssen über die Absichten und Gesinnungen des betreffenden Täters verwertet, das heißt, mehr von den psychischen Vorgängen erfährt, als dieser selbst weiß, selbst zuzugeben bereit ist und mitgeteilt zu haben glaubt. Der Zuschauer ist also hier wieder einmal klüger als die Person der Handlung, worauf es ja für die Bühnenkunst wesentlich ankommt. Solche schauspielerische Nüancen sind deshalb bei sicherer Ausführung außerordentlich wirksam . . . Sie sollen zwar vernehmlich, aber nur leise anklingen . . . Es bedarf eines ganz subtilen und sehr sicheren darstellerischen Könnens, um diese gleichsam verschleierte Vorgänge aufnahmefähig zu machen, das heißt sehr diskret und doch deutlich (deutbar) auszugeben — um vor allem zum Ausdruck zu bringen, daß sie gleichsam aus einem anderen Querschnitt der Persönlichkeit stammen.“

Ihm, dem Schauspieler, sind aber beide Vorgänge bewußt und das gerade macht seine Darstellung so besonders bedeutsam und reizvoll, daß „ein bewußt durchlebter mit einem unbewußt durchlebten Seelenvorgang gleichzeitig zu künstlerischem Ausdruck kommen muß.“

Ein solcher Kunst der Darstellung Ähnliches scheint mir schon in manchen Themen der absoluten Musik zu liegen. Beethoven führt uns oft in seinen Symphonien die Trauer und Verzweiflung seines „Helden“ in erschütternden und wuchtigen Klängen zu Gemüt, die sich im Kampf mit Welt und Leben austoben. In Gegenführung hiezu klingen oft leise Melodien aufsteigender Hoffnung an, die sich endlich zu jubelnden Fanfaren steigern. Der „Held“ hat den Sieg errungen, den er kaum geahnt oder erhofft hat.

Deutlicher tritt diese Ähnlichkeit in der dramatischen Musik der modernen Komponisten zu Tage, die sich der „Motive“ bedient, um die Bedeutung des Wortes oder eines Vorganges zu erweitern und zu vertiefen (manchmal auch, um Wort und Vorgang in seine gegenteilige Bedeutung zu verkehren).

In der Schlußszene von Bizets Oper „Carmen“ wirft sich José noch Carmen entgegen, die in die Arena gehen will, um ihren geliebten Toreador kämpfen und siegen zu sehen. Er versucht sie zu überreden, ihn wieder in Liebe aufzunehmen; seinem gewalttätigen Werben setzt sie aber ein unerschrockenes „Nein“ entgegen. In ihrem Herzen zittert doch wohl heimlich die Furcht, daß er ihr ein Leid zufügen werde: sie ist ja auch von ihren Freundinnen gewarnt und kann die fassungslose Verzweiflung von seinem entstellten Gesicht ablesen. Da hören wir schon das „Todesmotiv“ des Cello aus dem Orchester und wissen also schon vorher, was sich vorbereitet.

In Wagners Musikdramen finden wir eine Fülle solcher orchestralen Motive.

Ein Beispiel: Im ersten Aufzug „Walküre“ erfährt Siegmund von Sieglinde, wer das Schwert in den Stamm der Esche gestoßen hat, das ihm zum Schutze bestimmt erscheint:

Ein Fremder trat da herein —
Ein Greis in blauem Gewand:
Tief hing ihm der Hut,
Der deckt' ihm der Augen eines u. s. f.

Im Orchester ertönt das Wallhallmotiv und wir wissen nun, daß der Greis — Wotan war: so ist der Zuhörer auch hier wissender, als die Personen der Handlung.

Ein weiteres Beispiel im zweiten Aufzug „Walküre“; Fricka bestürmt Wotan „der Ehe heiligen Eid“ zu hüten:

Wann — ward es erlebt,
Daß leiblich Geschwister sich liebten?
Wotan: Heut' — hast du's erlebt!

Im Orchester klingt das Liebeslied Siegmunds aus dem ersten Aufzug an. So deutet das Motiv die Antwort Wotans.

Im dritten Aufzug „Tannhäuser“ schildert der Rompilger seinen vergeblichen Versuch, Entsühnung zu erlangen. Da klingen im Orchester die sinnlich-berauschenden Klänge des Venuszaubers an und aus tiefster Qual jauchzt er auf:

Zu dir, Frau Venus kehr ich wieder,
In deiner Zauber holde Nacht . . .

Die ihm in Todesnot zugewiesene Buße und Entsühnung schwindet dahin vor der in seinem Geheimsten noch einmal auflodernden Lust und Sinnenfreude.

Ein letztes Beispiel: Zum Schlusse des zweiten Aufzuges „Lohengrin“ schreitet Elsa, von Lohengrin zärtlich umfangen, zum Münster. Voll Glückseligkeit blickt sie auf Ortrud hinab, die gehofft hat, daß Elsas Glück an der verbotenen Frage nach Lohengrins Herkunft zerschellen wird. Da ertönt im Orchester das „Fragemotiv“. Elsa ist wohl selbst ihrer Festigkeit, die Frage zu meiden, nicht sicher und voll Schauer und geheimen Bangen wendet sie sich ab, da sie Ortruds Arm drohend erhoben sieht. So wird Elsas Glücksgefühl durch das anklingende Motiv in sein Gegenteil verkehrt.

Ich bin weit entfernt davon, die von Wagners Panegyrikern bis in die kleinsten Takteile hinein motivisch gedeutete Technik gut zu heißen, da ich in ihr eine Verkleinerung des außerordentlich weit und tief angelegten musikalischen Ductus erkenne, glaube aber, daß die Gruppierung dieser Motive, etwa nach formalen, musikästhetischen und psychologischen Gesichtspunkten eine Fülle von interessanten Erkenntnissen ergeben dürfte.

Trotzdem Hagemann die Symptomhandlung, wie sie Freud definiert und erläutert, richtig erfaßt, bringt er zum Schlusse des Kapitels Beispiele hierzu aus seiner eigenen Praxis, von denen er allerdings sagt, daß sie „uns noch etwas weiter führen werden.“ Er erwähnt seiner Aufführung von Strindbergs „Totentanz“. Nach einer qualvollen und quälenden Unterredung zwischen Kapitän und Alice schreibt Strindberg eine Pause vor, die Hagemann bei der Aufführung durch folgende Regieanordnungen ausfüllen läßt:

„Mit den letzten Worten geht Alice hastig nach hinten, dem Tore zu, dessen beide Flügeltüren weit offen stehen. Als sie die Schwelle betritt, hält sie plötzlich inne. Der Posten schlendert gerade vorüber. Sie tritt nicht auf die Bastion hinaus. Ein paar tiefe Atemzüge, ein langer Blick aufs Meer und sie geht wieder ins Zimmer. Sie ist gefangen und kann nicht heraus. Und die unerquickliche Handlung nimmt tropfenweise ihren Fortgang.“

Ein zweites Beispiel aus demselben Drama:

Der Kapitän hat einen Schlaganfall erlitten und ruht auf einer Chaiselongue. Mühsam führt er mit Kurt ein Gespräch, der schließlich die Lampe löscht, um die unerquicklichen Themen abzuschneiden. Hagemanns Regie gibt nun folgendes an: „Draußen ist's mondhell. Der Wind pfeift, so daß sich der Posten fest in seinen Mantel gehüllt und die Kapuze hochgezogen hat. Langsam schleicht er vorüber. Da bleibt er plötzlich in Höhe des Tores stehn und horcht. Aber kein menschlicher Laut dringt aus dem Zimmer. Und langsam kommt er auf das Tor zu, legt Arme und Kopf dicht an die Scheiben und sieht unbeweglich ins Zimmer . . . Der Tod . . . Über dieser Erscheinung fällt der Vorhang.“

Er erläutert diese Regieangabe, indem er ausführt: „Es schien mir aber nötig, gleichsam als kräftige Stütze der dichterischen Idee . . . ein stark wirkendes Symbol einzufügen. Und da die beiden Hauptdarsteller auf der Szene im Begriffe sind, einzuschlafen und damit die Pose absolute Ruhe eingenommen haben, wird der Regisseur zu einem Darstellungsmittel außerhalb der eigentlichen Szene greifen. Die Symptomhandlung wird also hier von einer dritten Person ausgeführt und ist überhaupt keine Symptomhandlung an sich, sondern nur in ihrem bestimmten Verhältnis zu der betreffenden Szene und zu dem ganzen Stück.“

Hagemann erkennt wohl selbst, daß diese Regieangaben keine Symptomhandlungen im Sinne der Auffassung Freuds sind. Daß bei der Aufführung so vieler Dramen „leere Stellen“ vorkommen, über welche eine geschickte Regie hinweghelfen könnte, ist ja richtig und der geschulte Zuschauer wird mit Genugtuung die gedankenvolle Arbeit des Regisseurs erkennen; Mimik und Gesten Alicens entsprechen aber nicht einem unbewußten, sondern dem wohl bewußten Zustand der Sehnsucht nach Freiheit und der Gewißheit des Gebundenseins. Das zweite Beispiel ist schon durchaus unrichtig gewählt, wie ja auch Hagemann selbst erkannt hat, weil die Handlung von einer unbeteiligten dritten Person vollzogen wird. Mir erscheint Hagemanns Regieangabe in diesem Falle sogar allzusehr gekünstelt.

Ich habe dieses Kapitel aus dem Buche Hagemanns trotz der geringen Ausbeute besprochen, weil es ein neues Gebiet erschließt, in welches die Erkenntnisse Freuds hineinleuchten können. Erkennen wir im Leben, im Verkehr mit Menschen die Bedeutung einer Symptomhandlung, oft mit einer recht unerquicklichen Beigabe für den psychologisch Geschulten, so wird die fein erwogene Darstellung einer Symptomhandlung durch die so bereicherte und vertiefte Kunst des Schauspielers unser ästhetisches Wohlgefallen gewiß erhöhen.

Kritiken und Referate.

A. W. van Renterghem (Amsterdam): *Freud en zijn School. Nieuwe Banen der Psychologie.* Baarn 1913. Sammlung „Uit Zenuw-en Ziel-leven“ (Aus Nerven- und Seelenleben), Serie II, Nr. 9.

Van Renterghem schildert in dieser Schrift über „Freud und seine Schule“ zunächst in knapper Form die Entstehung der Psychoanalyse aus der kathartischen Methode. Er gibt dann einen Überblick über die weitere Entwicklung der Lehren Freuds und ihre Schicksale in der ärztlichen Welt. Er wendet sich mit Entschiedenheit gegen diejenigen, welche die Psychoanalyse a priori ablehnten oder sie toschwiegen oder verspotteten. Besonders würdigt er die Anteilnahme der Züricher Schule am Ausbau und an der Propagierung der Lehre. Auch die Versuche einzelner Ärzte, die psychoanalytische Technik zu modifizieren, werden besprochen.

Schließlich stellt der Verfasser die Psychoanalyse den suggestiven Methoden sowie den sonstigen therapeutischen Bestrebungen gegenüber, welche sich an das Bewußtsein des Patienten wenden. Er kommt zu dem Resultat, daß allen diesen Methoden nur eine symptomatische oder palliative Wirkung zukomme; die Psychoanalyse allein ermögliche die Auffindung und Beseitigung der Krankheitsursachen.

Verfasser weist darauf hin, daß die Psychoanalyse sich historisch aus der hypnotischen Suggestion entwickelt habe. Letztere sei durch die Psychoanalyse nicht entbehrlich geworden, behalte vielmehr ihr bestimmtes Indikationsgebiet, besonders da, wo ein rasches therapeutisches Eingreifen erforderlich sei. Trotz hoher Wertschätzung der Hypnose steht Verfasser nicht an, zu erklären, daß vor der Psychoanalyse „das Licht der hypnotischen Therapie erbleichen müsse“. Zu diesem Resultat gelangt ein Arzt, der selbst durch viele Jahre das hypnotische Verfahren ausgeübt hat, und der als Gelehrter und Fachmann gerade auf diesem Gebiet großes Ansehen genießt.

Die Schrift, welche in erster Linie die therapeutischen Gesichtspunkte hervorhebt, würdigt daneben auch die wissenschaftlichen Resultate der Psychoanalyse in vorurteilsloser Weise.

Abraham.

L. Löwenfeld: *Bewußtsein und psychisches Geschehen.* (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden 1913.)

„Der wichtigste Fortschritt, den die Psychologie in den nächsten Decennien machen kann, wird in der Einfügung der Ergebnisse von der Tiefenforschung in das Gesamtgebiet der Psychologie bestehen, eine Einfügung der Art, daß diese Ergebnisse zu einem unabtrennbaren, keinem Zweifel und keiner Unterschätzung mehr ausgesetzten Bestandteile des psychischen Tat-

sachenmaterials werden. Diese Einfügung darf sich nicht auf die Resultate der Psychoanalyse beschränken“ Löwenfeld unternimmt es, mit dieser Broschüre einen Ausgleich zu vermitteln zwischen der „allgemeinen Psychologie“ und der „Tiefenforschung“, deren Resultate er mit deutlicher persönlicher Würdigung zum ansehnlichen Teil der Psychoanalyse zugesteht. Es ist immerhin gut, daß ein Fachmann eine solche Aufgabe formuliert, trotzdem ich der Meinung bin, es handle sich hier nicht so sehr um eine Aufgabe, die eigens unternommen werden müßte, als vielmehr um ein noch nicht erreichtes Resultat, welches eines Tages einfach als Marke auf dem Weg stehen wird, den die Psychologie zurücklegen muß. Aber es scheint, daß Löwenfeld unserer Wissenschaft außerhalb seiner bewußten Absicht einen Dienst geleistet hat, der nicht unterschätzt werden darf: er hat die Bruchflächen umrissen, an denen einmal die „allgemeine“ und die „Tiefenpsychologie“ einander organisch zuwachsen sollen. Dies gelang ihm durch eine gute Auswahl der zugehörigen Literatur. Der Leser merkt an dieser klug entwickelten Zitatenskette, daß es eben nur noch eines ordentlichen Stückes Arbeit bedarf, um jeden Ausgleichsversuch überflüssig zu machen. Denn einem solchen ist entgegenzuhalten: so lange die Terminologie in der Seelenkunde zugleich der Ausdruck verschiedener Arbeitsmethoden ist, hat es wenig Nutzen, sich um die Durchführung einer einheitlichen Terminologie zu mühen. Der Terminus ist ja doch nur dann ganz zu verstehen, wenn alles hinzu verstanden wird, was der einzelne Forscher an Wissen und wissenschaftlicher Anschauung im Vorrat hatte. Ohne dieses bliebe der Ausgleich nur ein scheinbarer; mit Einbeziehung davon aber ist er im Wesen unmöglich, der Versuch also irreführend. Die Psychoanalyse wird sich gegen diesen Vorschlag zur Güte ebenso ablehnend verhalten müssen, wie die Bewußtseinspsychologie. Beide Arbeitsrichtungen verlangen, daß man von ihren spezifischen Ausgangspunkten ausgehe und nur unter diesen Bedingungen versprechen sie, daß man zu ihren Resultaten gelangen würde. Der Kritiker hat kaum etwas anderes zu tun, als zu prüfen, welche von den Theorien eine größere Anzahl von ungeklärten Problemen zu erhellen vermag. Damit fällt die Entscheidung von selbst. Indessen aber heißt es abwarten. Löwenfeld macht den Versuch, eine Plattform zur Verständigung zu schaffen, indem er ein ganzes Stück theoretischer Architektur einschiebt, die den Riß zwischen der „allgemeinen“ und der „Tiefenpsychologie“ überbrücken soll: er unternimmt es, in den Begriff des „Unterbewußten“ einen Inhalt zu pressen, worin sich beide Arbeitsrichtungen begegnen sollen, und dies mit Hilfe eines Schemas, in dem die von der Psychoanalyse postulierten qualitativen Unterschiede im psychischen Aufbau einfach zu graduellen abgeflacht werden. Das heißt jedoch das ganze Qualitätsproblem überspringen.

Indessen, es lohnt die Mühe, sich mit diesem Versuch auseinanderzusetzen. Er gibt der Psychoanalyse, schon durch die große Seitenzahl, die er ihr einräumt, die Möglichkeit, an den verschiedensten Punkten ihre Ansprüche zu betonen und das persönliche Wohlwollen, das der Autor ihr entgegenbringt, damit zu quittieren, daß sie ihre Stellung zu seinen Absichten ausdrücklich präzisiert.

Dr. Viktor Tausk.

O. Haßmann und Prof. H. Zingerle (Graz): Untersuchung bildlicher Darstellungen und sprachlicher Äußerungen bei *Dementia praecox*. (Journ. f. Psychol. u. Neurol., Bd. 20, 1913, H. 1—2.)

Endlich eine österreichische psychiatrische Publikation die — im Gegensatz zu der hier üblichen, statt nachprüfenden, nach oben liebedienerischen,

herabsetzenden Kritik der Arbeiten Freuds und seiner Schule — sich auf ehrliche, voraussetzungslose Arbeit berufen kann!

„Wir sind“, sagen die Autoren, „bei unserer Untersuchung, die durch keinerlei hypothetische Überlegung von vornherein in bestimmte Bahnen geleitet wurde, auf das Symptom der Symbolbildung gestoßen, das ja auch in der Neurosenlehre Freuds eine so hervorragende Rolle spielt . . . Es erscheint uns . . . als Pflicht einer vorurteilslosen Untersuchung, darauf hinzuweisen, daß der hier erhobene Befund den Darlegungen Freuds über die Symbolik zweifellos eine Stütze bietet, umso mehr, als hier diese — ohne künstliche Deutungsversuche — spontan zum Ausdruck kommt. Wenn hier bei einer Psychose frei und unbeeinflußt das zu Tage tritt, was Freud bei den Neurosen in ganz gleicher Weise schildert, so ist man wohl nicht mehr berechtigt, die Freudschen Darlegungen über Symbolik und ihre Deutung im Prinzip als unbewiesene Ergebnisse phantastischer Gedankengänge einfach abzulehnen, sondern muß man anerkennen, daß Freud in diesem Punkte wenigstens an tatsächliche Erscheinungen anknüpft. Es scheint auch richtig zu sein, daß die Symbolik in besonderer Beziehung zu gefühlsbetonten Komplexen — besonders sexuellen Inhaltes — steht, und daß durch dieselbe der wahre Inhalt dieser Komplexe maskiert wird. Nach der Annahme Freuds, Bleulers u. a. kommt das Denken in Symbolen im Traume, bei Tagträumen, in hysterischen Dämmerzuständen, in Fieberdelirien, auch bei gewissen organisch bedingten Delirien (Bleuler) vor, und würde demnach die Symbolbildung eine Erscheinung von allgemeiner Bedeutung für die Psychopathologie und die psychologische Erkenntnis überhaupt sein.“

Einer der beiden Krankheitsfälle ergab in schönster Weise, daß komplizierte zusammenhängende Ideenverbindungen ganz systematisch durch Bilder versinnbildlicht werden, und daß der zu Grunde liegende Gedankeninhalt vorwiegend dem sexuellen Gebiete entnommen ist. Den anscheinend sinnlosen Darstellungen lag ein ganz bestimmter Sinn zu Grunde und sie lassen eine merkwürdig lebhaft Phantasietätigkeit des Patienten erkennen, „die man hinter der lange dauernden Zerfahrenheit gar nicht erwartet hätte.“

Dr. E. Hitschmann.

Prof. Dubois (Bern): „Zur Frage der sogenannten Ausfallserscheinungen.“ (Mon. f. Geburtshilfe und Gynäkologie, Bd. 37, 1913, H. 2.)

Dubois hebt hervor, wie häufig Depression, Reizbarkeit und hypochondrische Ängstlichkeit die Blutdrucksteigerung und vasomotorischen Erscheinungen des Klimakteriums begleiten und neigt (ohne genügende Begründung) dazu, die Erscheinungen nicht als eigentliche Ausfallserscheinungen, sondern als Ausdruck einer schon lange vor dem kritischen Alter bestehenden psychoneurotischen Anlage zu betrachten. Die Behandlung besteht in „wohlwollender Belehrung in langen Gesprächen.“

Erwähnt seien noch eine Bemerkung Dubois' (S. 212): „Ich glaube, daß die Sexualität überhaupt bei allen Psychoneurosen eine größere Rolle spielt, als man gewöhnlich annimmt,“ sowie seine Beobachtungen des von den Franzosen als „Ménopause masculine“ bezeichneten analogen Symptomenkomplexes bei Männern. Beide Tatsachen sind bekanntlich längst von Freud hervor gehoben worden, ohne daß aber der Autor hier davon Notiz nähme.

Dr. E. Hitschmann.

Linkenheld (Barmen): Ein typisches Krankheitsbild, hervorgerufen durch Coitus interruptus. (Mon. f. Geburtshilfe und Gynäkologie, Bd. 37, 1913, H. 2, S. 232.)

Der Autor schildert „das Krankheitsbild funktioneller Neurosen, das durch Coitus interruptus hervorgerufen wird“, als bestehend in Leib- und Rückenschmerzen, Menstruationsstörungen im Sinne der zu raschen Folge und Reichlichkeit, ferner in Fluor und Mattigkeit, besonders nach der Kohabitation. Die Schmerzen sind mäßig, nur oder überwiegend rechtseitig. Stets ließen sich drei Druckschmerzpunkte feststellen: 1. in der äußeren Öffnung des Leistenkanals; 2. am Mac Burneyschen Punkt; 3. an dem Winkel, welchen die letzte Rippe mit der Wirbelsäule bildet. Das innere Genitale zeigt enorme Überempfindlichkeit bei Berührung. In der Diskussion zu diesem Vortrag hob Everke hervor, daß es nicht die frigiden Frauen sind, die unter dem Coitus interruptus leiden, sondern die erregbaren. Die Unterschiede der Erregbarkeit lassen sich auch auf Rasse oder Volksstamm zurückführen.

Dr. E. Hitschmann.

Dr. jur. Max Rudolf Senf: Narzißmus. (Sexualprobleme, Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik. März 1913.)

Verfasser schildert drei Formen von auf der Grundlage des homosexuellen Charakters entstandenem Narzißmus und nennt sie: a) Integritätserotik; b) Inspirationserotik; c) Konturerotik.

Der Integritätserotiker wird von dem Bewußtsein beherrscht, daß die eigene sexuelle Anziehungskraft durch die Unberührtheit geschaffen, gesteigert und unterhalten wird; es lebt deshalb in ihm der Drang des Niemalsunterliegens. Die sexuelle Lust entsteht aus dem Kampfe gegen die von außen andringende Begehrlichkeit, die durch eigene Wünsche verstärkt sein kann; das Gefühl des Obsiegens gibt die Befriedigung. Onanie vermehrt dabei die lustbetonte Sicherheit, niemals der Begehrlichkeit eines anderen zum Opfer zu fallen.

Der Integritätswunsch kann sich zu seiner Durchsetzung einer totalen Trennung des Psychischen vom Physischen bedienen, so daß es dem Individuum möglich ist, sich animalisch auszurasen, ohne daß die Seele etwas davon weiß. Verfasser findet hier den Übergang zu den Lustverbrechern. In weniger markanten Fällen bietet das Individuum das Bild eines Menschen, der bei noch so verfeinertem Innenleben nicht lieben kann und seinen Geschlechtstrieb befriedigt, wie andere körperliche Bedürfnisse.

Bei der Inspirationserotik findet Verfasser die sexuelle Entspannung und die Quelle aller Wollust in dem eigenen seelischen Wirken. Wie der Normalmensch vom sexuellen Verlangen, so wird der Inspirationserotiker von dem Zwange, zu schaffen, überfallen. Es tauchen plötzlich Gedanken und Kombinationen in ihm auf und während er sich selbst wie körperlos erscheint, gestaltet er instinktiv, wittert den einzigen Weg zur Lösung und meistert die Ausdrucksmittel, als hätten sie in ihrer Sprödigkeit ihm nie zuvor höchste Qual verursacht. Auch ihm ist das Liebesgefühl (beizufügen wäre wohl: das persönliche, Ref.) fremd, aber sein ganzes Dasein ist Erotik.

Für den Konturerotiker ist charakteristisch, daß ihm ein seltsames Gefühl des eigenen Körpers, das dem normalen Menschen fremd ist, die sexuelle Entspannung vermittelt.

Lustquelle ist die Kultivierung des Körpers, deren wichtigste Mittel die Körperpflege, das Sichkleiden sind. Das Individuum entdeckt im eigenen Körper

einen Konturenkomplex, dessen Anblick, rein ästhetisch gewertet, lustbetont ist. Onanie vor dem Spiegel kommt vor, ist aber nicht essentiell, es kann sich um bloße wollüstige Kontemplation handeln, wie sie die Sage von Narkissos betrifft. Auch hier fehlt das Liebesgefühl.

Den Ausführungen des Verfassers liegen gewiß interessante Beobachtungen zu Grunde, doch scheint mir die Einteilung etwas abstrakt behandelt zu sein, wie Verfasser auch selber fühlt. Für die Erscheinungen der Sexualablehnung eröffnet er aber interessante Gesichtspunkte. Mit der Homosexualität vermag ich keinen anderen Zusammenhang zu entdecken, als den des Narzißmus überhaupt, der doch nur eine tiefe Stufe der Sexualität im allgemeinen, der Homosexualität im besonderen ist.

Wichtig scheint mir die Tatsache, daß sich Juristen mit diesen Fragen beschäftigen; eine psychologisch richtige Würdigung der sexuellen Faktoren durch die Kriminalisten dürfte manche Prozeßentscheidung anders gestalten, wenn auch die mathematisch exakte Formulierung der „Psychoanalyse“, auf die Verfasser für den Kriminalisten hofft, sehr unwahrscheinliche Zukunftsmusik ist.

Dr. Margarete Stegmann, Dresden.

Richard Traugott: Der Traum. Psychologisch und kulturgeschichtlich betrachtet. (Würzburg 1913, Kurt Kabitzsch, M. 1.50.)

Der Verfasser bespricht zunächst in rein deskriptiver Weise einige Besonderheiten des Traumlebens und wendet sich dann einer ausführlicheren Darstellung der Freudschen Traumlehre zu (11 Seiten petit), weil sie „eine sehr wertvolle Vorarbeit darstellt: sie erleichtert uns den Nachweis der Verwandtschaft des Traumdenkens mit dem primitiven Denken (S. 51), den sich der, wie es scheint ehrgeizige, Verfasser zur Aufgabe gestellt hat und den er auch auf den letzten 15 Seiten seiner Broschüre geliefert zu haben glaubt, indem er darauf hinweist, daß der Traum mit dem Mythos, dem Zauberglauben und gewissen religiösen Vorstellungen inhaltliche und formale Charakteristika gemeinsam habe, wie die Wunschnotive, den sexuellen Gehalt, die Symbolik u. a. Zwar zitiert der Autor, „um seine kleine Schrift nicht unnütz mit einem Autorenregister zu beschweren“ in einer Vorbemerkung „von modernen Autoren, namentlich Freud und dessen Schule — Riklin, Abraham —“, aber es hätte doch weder ihm entgehen, noch seinen Lesern vorenthalten werden dürfen, daß sowohl diese Autoren selbst, wie zahlreiche andere Vertreter der psychoanalytischen Schule den Nachweis der Verwandtschaft des Traumdenkens mit dem primitiven Denken an Hand umfassender Detailuntersuchungen bereits in einem Ausmaße und mit einem Grad von Sicherheit erbracht haben, die über das vom Autor Gebotene weit hinausgehen.

Abgesehen davon sind dem Autor bei der Wiedergabe und kritischen Würdigung der Freudschen Ideen einige kleine Mißverständnisse unterlaufen; bei „Richtigstellung dessen, was unserer Ansicht nach an ihnen richtig zu stellen ist“ (S. 40), glaubt der Verfasser der fast ausschließlichen Wirksamkeit ins Unbewußte verdrängter sexueller Motive bei der Traum- bildung nicht ohne weiteres zustimmen zu können — was auch Freuds Meinung ist, der in der „Traumdeutung“ (3. Aufl., S. 205) sagt: „Man darf bei der Traumdeutung diese Bedeutung sexueller Komplexe niemals vergessen, darf sie natürlich auch nicht zur Ausschließlichkeit übertreiben.“ Noch mehr als dieser warnende Satz vermag einen aber die Lektüre des Freudschen Werkes zu überzeugen, daß den egoistischen Regungen in ihren körperlichen (Hunger, Durst usw.) und seelischen (Rachsucht, Ehrgeiz usw.) Äußerungen

von Freud ein großer Anteil an der Traumentstehung und bei der Traumdeutung eingeräumt wird. Niemals hat Freud gelehrt, daß auch Erwachsene unter den entsprechenden Bedingungen der Wunscherfüllung in kulinarischen Traumgenüssen schwelgen können (vgl. die von Freud l. c., S. 96 angeführten Träume Nordenskjöld's), die nicht symbolische Äquivalente sexueller Genüsse sind, wie der Verfasser ihm (S. 53) aufdisputieren möchte. Er verrät damit nur sein eigenes mangelhaftes Verständnis der Traumdeutung, ebenso wie er durch Abweisung der Deutungstechnik als „Suggestion“ verrät, daß er noch keine regelrechte Deutung eines fremden Traumes durchgeführt und dabei gesehen hat, wie unmöglich es ist, dem Träumer die Einfälle zu suggerieren, die ihrerseits dem Analytiker erst das Verständnis des Traumes ermöglichen.

Noch eine Bemerkung zu der Frage, ob es einen traumlosen Schlaf gebe, was Verfasser mit Leibnitz, Kant und Vaschide leugnet, die sich dabei auf das Vergessen des bei Nacht Geträumten berufen (S. 30). Wenn auch wahrscheinlich weit mehr geträumt wird, als man am Morgen erinnert, so dürfte es sich doch, um zu einer Entscheidung zu gelangen, empfehlen, zunächst die Frage schärfer zu formulieren. Daß das Unbewußte fortwährend, bei Tag wie bei Nacht, tätig sei, glaubt die Psychoanalyse postulieren zu müssen; daß auch die spezifische Tätigkeit der Großhirnrinde, d. h. die Bewußtseinstätigkeit im Schlaf nie ganz aufhört, wollen wir mit dem Verfasser gelten lassen. Aber mit beiden Annahmen muß noch keineswegs die besondere, durch psychoanalytische Forschung aufgedeckte Tätigkeit des Träumens gegeben sein, die des Hinzutretens spezifischer Momente bedarf.

Dr. Rank.

C. W. Leadbeater: Träume. Eine theosophische Studie. Autor. Übers. v. G. Wagner. 2. verm. Aufl. (Leipzig 1912, Max Altmann.)

Diese kleine Schrift erörtert die Traumerscheinungen im Lichte theosophischer Betrachtung, indem sie den „physischen“ und „astralen“ Einfluß auf das Bewußtsein und dessen Reaktionen darauf schildert. Abgesehen von den allbekannten Leibreizen wird ein „ätherischer Doppelkörper“ des Gehirns angenommen, welcher „in Wirklichkeit nicht weniger materiell ist als das erstere, wenn es auch aus einer Materie besteht, die noch feiner als die gasförmige ist“. Wie dieses „Ätherische“, so scheint auch das davon unterschiedene „Astrale“ — als etwas „jenseits der Grenzen des physisch Erreichbaren“ Liegendes — wie eine mystische Umschreibung des bei der Traumbildung hervorragend beteiligten Unbewußten. Vom astralen Vehikel heißt es beispielsweise (S. 13): „es ist eben der Sitz aller Wünsche und Erregungen.“

„Alle diese verschiedenen Teile des Mechanismus sind in Wirklichkeit nur Werkzeuge des Ego“ (S. 14), das sich im Schlafzustand verändert und der Einwirkung des ätherischen und Astralkörpers stärker unterworfen ist. „Alle Arten Gedanken und Einflüsterungen von Begierden machen auch unter diesen Umständen auf den kamischen Körper tiefen Eindruck, wenn auch in manchen Fällen diese Begierden und Wünsche, die leicht Wiederhall in ihm wachrufen, etwas höher sein mögen als gewöhnlich“ (S. 27).

Neben dieser mystischen Erfassung des Unbewußten finden sich — kaum mehr in der eigenartigen theosophischen Auffassung — einzelne zutreffende Hinweise, die von einer guten Beobachtung des Traumlebens zeugen. So die im 6. Abschnitt besprochene „Fähigkeit zu dramatisieren“, die sogar mit dem primitiven Denken in Parallele gestellt wird. „Es scheint beinahe, daß,

gerade wie der primitive Mensch jede Erscheinung der Natur in die Form einer Mythe kleidet, das noch nicht vorgeschrittene Ego jedes Ereignis, das zu seiner Kenntnis kommt, dramatisiert Wenn die Entwicklung weiter fortschreitet und der eigentliche Mensch allmählich seine Stellung und seine Verantwortlichkeit verstehen lernt, überwindet er diesen kindlichen Sport“ (S. 34). Den 9. „Das Denken in Symbolen“ überschriebenen Absatz wollen wir zum Schluß ganz hieher setzen: „Noch ein anderer Punkt ist in Beziehung auf den Zustand des Ego, wenn es während des Schlafes außerhalb des Körpers ist, der Erwähnung wert, nämlich daß es in Symbolen zu denken scheint — das heißt, daß ein Gedanke, welcher hier unten um ihn auszudrücken vieler Worte bedarf, sich ihm durch ein einziges symbolisches Bild mitteilt. Wenn sich nun ein solcher Gedanke dem Gehirn einprägt, so daß es sich desselben beim Wachen erinnert, so muß er natürlich übersetzt werden. Oft führt der Verstand diese Aufgabe richtig aus, aber manchmal wird das Symbol ohne Schlüssel in der Erinnerung behalten — es geht sozusagen unübersetzt hindurch, und dann entsteht Verwirrung. Viele bringen so ganz gewohnheitsmäßig die Symbole hindurch und versuchen hier unten eine Deutung. In diesen Fällen scheint jeder ein eigenes System der Symbologie für sich zu haben, obgleich die meisten Träume in einigen Punkten übereinstimmen. So bedeutet im Traum z. B. ‚Wasser‘ kommende Schwierigkeiten.“

Es würde sich vielleicht verlohnen, die theosophischen Lehren psychoanalytisch daraufhin zu untersuchen, wie viel Ahnung oder Erkenntnis des Unbewußten und seiner Eigenart sich in dem mystischen, stellenweise ganz undurchsichtigen Gewande ihrer bizarren Anschauung und Terminologie verbirgt.

Dr. Rank.

Hermann Rohleder: Monographien über die Zeugung beim Menschen. II. Band: Die Zeugung unter Blutsverwandten (Konsanguinität, Inzucht, Inzest). Eine naturwissenschaftlich-kulturhistorische Sexualstudie. (Leipzig, Georg Thieme 1912. — Preis M. 4'20, geb. M. 5'—.)

Der als Sexologe bekannte Verfasser beleuchtet in seinem groß angelegten Werke die Blutsverwandtschaft im ganzen Reiche der belebten Natur, also bei Pflanze, Tier und Mensch und versucht ihre Folgen sexualbiologisch zu erklären, indem er die Gesetze der der Inzucht entgegen arbeitenden Naturerscheinungen, wie die der Degeneration und Regeneration im allgemeinen heranzieht. Ferner enthält die Arbeit eine kurze Skizze der Inzucht als Kulturentwicklungsfaktor im Werdegang der alten Kulturvölker — nebst Hinweisen auf heute noch bestehende sporadische Inzucht in kleinen Gemeinden — und endlich in einem juristischen Teil die Stellung, welche die Gesetzgebung der Kulturvölker zur Blutsverwandtschaft und dem Inzest eingenommen hat.

Der Autor führt aus, daß „das Inzuchtsprinzip im gesamten Tierreich in der phylogenetischen Entwicklung ein Naturgesetz, eine Naturnotwendigkeit zur weiteren Entwicklung der Lebewesen, zur Höherzüchtung bis zur Menschwerdung“ war. Auf der anderen Seite aber führe die Inzucht durch viele Generationen ohne Vermischung fortgesetzt, zur Degeneration. „Auf einige Zeit bestehender Inzucht mit darauf folgender Vermischung beruht das Geheimnis der physischen und geistigen Entwicklung aller heute bestehenden lebenden Geschlechter“ (S. 14).

Sehr interessant sind die Ausführungen über Inzuchtverhältnisse einerseits, ihre oft raffinierte Verhütung andererseits im Pflanzenreich, woraus Verfasser die

Gültigkeit des angeführten Gesetzes von Wechsel der Inzucht mit Mischung ebenso ableitet wie aus den Ergebnissen der Tierzucht, auf die er sich beruft. Nicht unerwähnt sei hier eine Bemerkung des Autors, der in der Brunst, welche die Tiere hinaustreibt auf die Suche nach Geschlechtsgenossen, eine Vorbeugung der Natur gegen die Inzucht erblicken möchte, obwohl er nicht übersieht, daß auch bei solchen Tieren Inzucht nicht selten ist.

Eine Ausnahme von dem „Gesetz“ der Degeneration durch fortgesetzte Inzucht bilden die Bienen und Ameisen, die bekanntlich zu den am höchsten entwickelten Insekten gehören. Im Bienenstock herrscht größte Inzucht, „gleichsam nur Geschwisterehen“ (S. 37). Doch wird der damit unvermeidlichen Degeneration nach des Autors Auffassung durch die Drohnenschlacht vorgebeugt, sowie durch Ausschließung zahlreicher Individuen (Arbeiterbienen) vom Zeugungsgeschäft.

Für das Leben des Urmenschen ist strengste Inzucht wahrscheinlich, die allmählich zur Endogamie, zur Volksinzucht wurde, welcher der Mensch seine Kulturentwicklung verdanke. Die größten Kulturvölker des Altertums waren Inzuchtvölker. Mit Recht wird auch der Nationalstolz als eine Folge der Inzucht aufgefaßt. Der Autor meint nun, „eine Familie, eine Rasse degeneriert durch Inzucht. Ein Volk regeneriert durch Inzucht“, da die Degeneration hier erst nach Jahrhunderten und Jahrtausenden eintritt. Auch sei das keine Inzucht im eigentlichen Sinne mehr, da weitere Blutsverwandtschaft fehle.

Der Verfasser verfolgt nun die Inzucht und ihre Folgen bei den alten Kulturvölkern, den Ägyptern, Juden, Peruanern, Mexikanern, Persern, Indern, Griechen und Römern, bei denen Inzucht oder engster Inzest teils erlaubt, ja sogar geboten, teils strenge verboten war, was er aus den teils regenerativen, später als degenerativ erkannte Folgen der Inzucht erklärt, an denen die meisten der alten Kulturvölker nach einer kurzen Blütezeit auch zu Grunde gegangen seien.

Nach einem Überblick über das Vorkommen von Inzucht bei heutigen Natur- und Kulturvölkern und einer Skizzierung der Stellungnahme der Medizin zur Kausanguinität (die bei gesunden Leuten ohne weiteres zu gestatten sei) betont der Verfasser nochmals neben den schädigenden Wirkungen generationenlanger Inzucht die hohe Bedeutung derselben, insbesondere in ihrem Wechsel mit der Vermischung, für die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechts.

So sehr es den Psychoanalytiker, der die unbewußten Inzestneigungen der heutigen Kulturmenschen kennt, befriedigt, daß der Verfasser die Westermarcksche Ansicht von einer instinktiven Abneigung gegen den Inzest ablehnt, so wenig befriedigt ihn die eigene Erklärung des Verfassers, daß es „der polygamische Sexualtrieb sei, der vermittelt der Erziehung zur Abneigung gegen den Inzest führt“ (S. 156).

Und so bleibt das Problem, wieso es in der Entwicklungsgeschichte des Menschen zum Inzestverbot gekommen ist, als Aufgabe für weitere psychologische Forschung bestehen, die sich mit Vorteil an den biologischen Tatsachen orientieren wird.

Dr. Rank.

F. Karsch-Haack: Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker. (Verlag Ernst Reinhardt, München 1911. Preis 15 Mark, geb. 17 Mark. 668 Seiten mit 7 Abbildungen im Text und 7 Vollbildern.)

Die vorliegende Studie des durch Vorarbeiten auf diesem Gebiet bereits bekannten Verfassers tritt als erster Band eines auf mehrere Abteilungen und zahlreiche Bände berechneten Sammelwerkes „Forschungen über gleichgeschlechtliche Liebe“ auf. Das ungeheure und hochinteressante Material,

das der Verfasser in langjähriger Sammel- und Forschungsarbeit gewonnen und gesichtet hat, führt zu dem Ergebnis, daß bei allen Naturvölkern ohne Ausnahme eine mehr oder minder große Zahl von Individuen beider Geschlechter dazu neigt, die Rolle des anderen Geschlechtes bald in einigen, bald in fast allen Beziehungen zu übernehmen. Mit Recht tritt daher der Verfasser den unverständlichen und mißverständlichen Auffassungen entgegen, welche in der gleichgeschlechtlichen Liebe lediglich eine Entartungserscheinung des Einzelnen wie ganzer Völker sehen wollen oder eine auf schnöde Spekulation berechnete Entäußerung jeder höheren Menschlichkeit und Gesittung. „Die bei den Naturvölkern zur Beobachtung gekommenen Erscheinungen gleichgeschlechtlichen Lebens machen auf jeden Unbefangenen den Eindruck elementarster Natürlichkeit“ (S. 664). Die Psychoanalyse nimmt mit Befriedigung von diesem Befund Kenntnis, der die gleichgeschlechtliche Neigung nicht als spezielle Eigenart einer besonderen Gattung des Homo sapiens in Anspruch nimmt, sondern sie als allgemein-menschliche Erscheinung zu begreifen sucht. Die analytische Erforschung des Seelenlebens neurotischer und auch gesunder Personen hat zu der Einsicht geführt, daß die gleichgeschlechtliche Neigung, die bei gewissen Individuen manifest hervortritt, unbewußterweise bei allen Menschen wirksam ist und in sublimierter Form einen bedeutsamen Anteil an allen sozialen und kulturellen Leistungen hat. Daß bei den Naturvölkern, die, auf einer relativ niederen sozialen Stufe stehend, ihr Triebleben größtenteils noch direkt auszuleben Gelegenheit haben, die gleichgeschlechtliche Liebe sich so häufig findet, scheint zu den psychoanalytischen Ergebnissen und ihrer Auffassung gut zu stimmen.

Dr. Rank.

Hans Blüher: „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen.“ Ein Beitrag zur Kenntnis der sexuellen Inversion. (Berlin-Tempelhof 1912, Bernhard Weise.)

Freuds Forschungen haben unser Wissen von der Sexualität so bereichert, nuanciert und detailliert, daß die Fachausdrücke — wenn sie auch um einige vermehrt wurden — lange nicht mehr ausreichen, um die neuen Auffassungen, Abstufungen von Empfindungen u. dgl. unterscheidend zu benennen.

Für den, der Ursachen und Zusammenhänge, wie sie sich psychoanalytisch ergeben haben, nicht kennt, ergibt sich dann reichliche Gelegenheit zu Mißverständnissen. Die Benennung „homosexuell“ enthält für den Fernerstehenden, der die Erweiterung des Begriffes Sexualität, die normale Bisexualität und den Anteil der Inversion an den sozialen Gefühlen nicht kennt oder ablehnt, in jedem Fall den Beiklang des Pathologischen und überdies etwas Herabsetzendes.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, in einer idealen Jugendbewegung — dem „Wandervogel“, einem Knaben-, Jünglings- und Männerbund zwecks hygienisch-romantischer geselliger Wanderungen — den Beitrag an Inversionsneigung zu den dort herrschenden Empfindungskomplexen aufzudecken, wird sich daher durch Mißverständnis in den weiten Volkskreisen und den offiziellen wissenschaftlichen Kreisen undankbar erweisen.

Um so höher ist diese Arbeit, die auf dem Boden der Psychoanalyse steht, von unserer Seite zu werten, da sie ohne Bedenken und ohne viel ethischen Aufwand, aus der speziellen Erfahrung heraus, den sexuellen Beitrag an diesem eigenartig-romantischen sozialen Zusammenleben an Typen aufzeigt. Neben allen Abstufungen vom ausübenden Homosexuellen bis zum idealen Sublimierer fand der Autor einen „Verfolgungstyp“, der sich dadurch aus-

zeichnet, daß der Betreffende seine ganze Kraft, ohne auf Dank zu sehen, meist auch als Führer, in den Dienst dieser Sache stellt, nie aber eine sinnliche Aggression der Jugend gegenüber begeht: der sogar aufs schärfste und geräuschvollste gegen alles Homosexuelle zu Felde zieht! Die Vertreter dieses Typus verfolgen fanatisch alle auch nur der Homosexualität Verdächtigen, sie sind voll neurotischer Züge, verkehren auch nicht mit Frauen, sondern sind anscheinend Onanisten. Der Verfasser findet, daß dieser Typus eine homosexuelle Jugend hinter sich hat, dann in Angst vor der sexuellen Erkenntnis in peinlichste Ablehnung geraten ist, alle Inversion unterdrückt, aber stets auf der Hut ist vor gefürchteter Entdeckung oder Überführung: er glaubt durch Verfolgung der anderen am ehesten den Verdacht von sich abzulenken.

Referent hält dieses bewußte Motiv nicht für zureichend, sondern würde tiefgehende Einzelanalyse eines Vertreters dieses Typs fordern. Es ist, als ob diese Männer die abgelehnte „Zumutung der Wunschphantasie, den Mann zu lieben“ (den Kern des Konfliktes bei der Paranoia, Freud) nicht durch paranoische Projektion erledigen, sondern bei der unbewußten Ablehnung: „ich liebe ihn nicht — ich hasse ihn ja“ stehen blieben.

Blüher erklärt im letzten Kapitel die Freigabe der Inversion als psychosanitäre Forderung, hauptsächlich wegen des Erkrankens durch Verdrängung invertierter Regungen.

Uns scheint die Freigabe des invertierten Liebeskomplexes, die Förderung der mann-männlichen Liebe für die menschliche Gesellschaft nicht empfehlenswert, da sie das soziale Leben unendlich komplizieren würde. Die Frage des Straßlosbleibens ausübend Homosexueller ist natürlich eine andere; aber die Verhütung der Psychoneurosen dürfte von anderer Seite zugänglicher sein.

Dr. E. Hitschmann.

Georg Lomer: Ignatius von Loyola. Vom Erotiker zum Heiligen, eine pathographische Geschichtsstudie. (Leipzig, Johann Ambrosius Barth.)

Die Arbeit Lomers zerfällt in zwei Teile: einen kulturhistorisch-geschichtlichen und einen pathographischen. Von dem ersteren ist nichts wie Gutes zu sagen. Mit außerordentlichem Fleiß und großer Belesenheit ist zusammengetragen, was über Ignatius von Loyola und die Geschichte des Jesuitenordens bekannt geworden. Das Ganze erscheint übersichtlich geordnet und in fesselnder, ansprechender Weise erzählt. Wer sich ohne viele Sonderstudien auf diesem Gebiete unterrichten will, wird in Lomer einen kundigen Führer finden.

Minder gelungen jedoch bedünkt mich der pathographische Teil und in diesem besonders das Psychologische. Wohl hat der Psychiater Lomer schon einiges von Freud und seiner Schule gelernt, ob er dies auch nur wenig Wort hat. So erkennt er z. B. in einer Vision des Ignatius von der Mutter Gottes mit dem Jesukindlein einen sexuellen Wunschtraum, weiß von anderen, wie z. B. „eines weißen Körpers, von welchem Lichtstrahlen ausgehen“, daß „all diese Erscheinungen aus dem sexuellen Born geflossen“, ja er errät sogar ganz richtig, daß in der Wollust der Tränen die überquellende Sekretion nur ein Äquivalent des sonst verpönten Samenergusses ist. Neben diesem wenigen richtig Gedeuteten geht er aber achtlos und nicht selten ohne eine Spur von Verständnis an vielen anderen Zügen vorüber. Von diesen mannigfachen Lücken und Irrtümern will ich einiges aufs Geratewohl packen. Wenn Loyola von dem heiligen Ludwig von Gonzaga spricht, „der sich schon mit zwölf Jahren von seiner Mutter zurückzog, weil — sie eine Frau war“, so

erblickt er in diesem „ganz sicher nur einen verblödeten Kranken“, ohne die zu Grunde liegende Verdrängung auch nur zu ahnen. Ebensowenig die Koprophilie, wenn die heilige Franziska ihrer spärlichen Nahrung eine Menge von möglichst Ekel erregenden und schlecht schmeckenden Kräutern und Substanzen zusetzt, um ja keinen Wohlgeschmack an der Nahrung zu haben. Völlig verfehlt ist ferner folgende Deutung. Ignatius hatte wiederholt die Vision einer Schlange, die ihn anfangs „auf das höchste ergötzte und, je öfter, mit um so höherem Trost erfüllte“. Eines Tages nun kam er plötzlich zur Überzeugung, jene Schlange müsse — der Teufel sein, als sie ihm am oberen Teil des Kreuzes erschien, in dessen Nähe er sich hingeworfen hatte. Das erklärt nun Lomer so: „die Nachbarschaft des Gekreuzigten war vermutlich schuld, daß er fortan in der Erscheinung den bösen Feind sah . . . fortan erschien sie ihm auch nicht mehr so hell und schön wie vorher, sondern vielmehr ‚abstoßend und häßlich‘. Alles infolge wohlbekannter psychologischer Gesetze, wonach uns Dinge und Menschen lieblich oder häßlich erscheinen, je nach der Vorstellung, welche wir mit ihnen verbinden. Diese Vorstellung, wenn man so will: dieses Vorurteil ist das Primäre, der Eindruck erst sekundär.“ Hat Lomer noch nie etwas von der Phallus-Symbolik der Schlange gehört, die ohne weiteres erklärt, daß die Schlange dem Neurotiker vorerst so hell und schön erscheint, doch nach der Verdrängung „abstoßend und häßlich?“ Noch schlimmer ist es, wenn Lomer das psychiatrische Lehrbuch ins Genick schlägt. So schildert er einmal einen „ekstatischen Zustand“, in welchen Loyola eines Sonntags um die Stunde des Kompletoriums verfiel. In dieser Ekstase soll er acht Tage, bis zum nächsten Sonntag verblieben sein, an welchem Tage er um die Stunde des Komplets die Augen wieder aufschlug, indem er seufzend den Namen Jesu ausstieß. „Allem Anschein nach“, erklärt nun Lomer, „hat es sich hier um einen jener manischen Stuporzustände gehandelt, wie sie — wenn auch ziemlich selten — gerade bei Hysterischen vorkommen können.“ Und dann zitiert er noch aus Mendels Psychiatrie: „Mit der Herabsetzung der Helligkeit des Bewußtseins geht eine motorische Störung einher, der Kranke ist unbeweglich starr.“ Ausgelöst würden diese Verzücktheitszustände ganz besonders durch „religiöse Wahnvorstellungen mit glücklichem Inhalt: im Himmel zu sein, mit Gott zu sprechen“. Ist jener ekstatische Zustand — wir würden wohl sagen: hysterisches Delir — im geringsten durch den „manischen Stupor bei Hysterie“ erklärt? Oder etwa durch die Mendelsche Wendung, daß mit der Herabsetzung des Bewußtseins eine motorische Störung einhergeht. Das ist doch alles leeres Stroh und wird durch unhaltbare Termini technici fürwahr nicht verständlicher.

Ich könnte die Liste dieser Unverständnisse noch erheblich mehr. Schade, daß die schöne und fleißige Arbeit mit so wenigen psychoanalytischen Kenntnissen ausgeführt wurde.

Dr. Sadger.

Sprechsaal.

Eine Bemerkung zur Tauskschen Kritik der Nelkenschen Arbeit.

Von C. G. Jung.

Im ersten Heft dieser Zeitschrift hat Herr Tausk die Arbeit von Dr. Nelken: „Analytische Beobachtungen über Phantasien eines Schizophrenen“ besprochen. In dieser Besprechung stieß ich auf folgende Sätze:

„Im ersten katatonischen Anfall reproduzierte der Patient nämlich die Phantasie, daß die Mäuse und Ratten an seinen Geschlechtsteilen nagen. Die symbolische Bedeutung dieser Tiere entnimmt Nelken einem Hinweis Jungs, der in diesen Tieren nächtliche Angsttiere sieht. Kein Zweifel, daß diese Deutung richtig ist, aber sie stammt aus einer späteren Verarbeitung dieses Symbols und verstellt den Weg zur tieferen Einsicht. Die Traum- und Neurosenanalyse hat mich unzweideutig gelehrt und ich finde meine Auffassung von anderen Psychoanalytikern bestätigt, daß Mäuse und Ratten Abort- und Kloakentiere sind und daß sie symbolisch den Defäkationskomplex (Anal-komplex) repräsentieren.“

Ich möchte der Tauskschen Auffassung gegenüber Nelkens Betrachtungsweise in Schutz nehmen. Ich bezweifle nicht im geringsten, daß Tausks Auffassung auch wahr ist. Wir wissen das ja schon längst und Freuds Rattenmann hat es auch noch einmal gründlich bestätigt. Wir wissen des fernern sehr wohl, daß die katatonische Introversion und Regression schlechthin alle infantilen Regungen wiedererweckt, was aus zahlreichen Bemerkungen der Nelkenschen Analyse hervorgeht. Daß uns diese Seite des Falles entgangen wäre, davon ist also keine Rede, aber sie erschien uns unwichtig, weil sie nachgerade selbstverständlich ist. Es erscheint uns nämlich nicht mehr unbedingt wichtig, zu wissen, daß es der Analkomplex ist, der auch stellvertretend für den normalen Übertragungs- oder Anpassungsweg eintritt, denn wir wissen, daß die krankhafte Libidoregression alle Arten infantiler Sexualismen betrifft, sie produziert Phantasien jeglicher infantiler Art. Wer noch glaubt, es werde eine ganz bestimmte Phantasiegruppe, ein „Komplex“ ausgewählt, der hat eben noch nicht genug Fälle gesehen. Wir halten es daher für irrelevant, daß es gerade Kloakentiere sind, welche die Kastration ausführen. Die Mäuse sind übrigens nicht einmal „Kloakentiere“, sondern „Höhlentiere“, was ein umfänglicherer Begriff ist, als „Kloakentiere“. Wir lernen aus dieser Interpretation nur so viel, daß ein Infantilkomplex, ein Infantilinteresse an Stelle des normalen Interesses tritt. Es mag von einem gewissen, aber beschränkten kasuistischen Interesse sein, daß in diesem Falle gerade die Analphantasie ein Stück Symbol beigetragen hat, um die Libidointroversion und -regression auszudrücken. Eine allgemein anwendbare Erklärungsmöglichkeit liefert aber diese Deutung nicht,

wenn wir an die ungleich wichtigere Aufgabe herantreten, zu beantworten, was das sogenannte Kastrationsmotiv funktionell eigentlich bedeute. Wir können uns doch unmöglich damit begnügen, einfach eine Reduktion auf infantile Mechanismen vorzunehmen und dabei stehen zu bleiben. Ich habe einmal von dieser Art der Auffassung ein sehr eindrückliches Beispiel erfahren. Es war in einer Diskussion über das historische Fischsymbol, daß einer der Anwesenden die Bemerkung machte, daß der im Meere verschwindende Fisch doch einfach der Penis des Vaters sei, der in der Vagina seines Weibes verschwinde. Ich nenne diese Auffassungsweise, die ich für steril halte, sexuellen Konkretismus. Mir scheint die Psychoanalyse doch die vornehmere und wichtigere Aufgabe zu haben, zu verstehen, was diese Vergleiche sagen wollen. Was wollten die Menschen vieler Zeiten und Zonen mit dem Symbol des Fisches? Warum wurden — meinetwegen auch in diesem Fall — diese infantilen Interessenwege wieder belebt? und was bedeutet diese Heraufholung infantilen Stoffes? So lautet doch offenbar das Problem. Die Konstatierung: „Die infantilen Reminiszenzen kommen wieder an die Oberfläche“ ist leer und selbstverständlich. Es führt auch vom eigentlichen Sinne weg. Im Nelkenschen Falle ist das Problem nicht die Herkunft eines Teiles des Rattensymbols aus dem Analkomplex, sondern das sogenannte Kastrationsmotiv, wozu offenbar das Phantasiefragment gehört. Die Ratten und Mäuse sind das Instrument der Kastration. Es gibt aber noch viele andere Arten von Kastrationsinstrumenten, die keineswegs der Analdetermination unterliegen. Die Tauskische Reduktion der Ratten hat also bloß einen kasuistischen Wert ohne eigentliche Bedeutung für das in Frage stehende Opferproblem.

Die Züricher Schule anerkennt selbstverständlich die Reduzierbarkeit auf einfachere infantile Vorlagen, beschränkt sich jedoch nicht darauf, bei diesen Vorlagen stehen zu bleiben, sondern nimmt sie als das, was sie sind, nämlich als imagines, durch welche sich der aktuelle unbewußte Geist ausdrückt. In bezug auf das Fischsymbol würde also unser Gedankengang folgendermaßen lauten: Wir bestreiten der Wiener Schule die Möglichkeit nicht, daß beispielsweise das Fischsymbol auf den elterlichen Beischlaf in letzter Linie reduzieren ließe. Wir sind bereit, dies, falls wir annähernd triftige Gründe dafür haben, anzunehmen. Wir begnügen uns aber mit dieser relativ unwichtigen Reduktion nicht, sondern fragen uns, was die Reproduktion des elterlichen Beischlafes oder von etwas dem Ähnlichen für das Individuum bedeute. Wir gehen also mit der Annahme weiter, weil wir mit der Reduktion auf die infantile Vorlage eben gerade nur das erreicht haben, nicht aber ein Verständnis für die eigentliche Bedeutung der Tatsache, daß die Reminiszenz regressiv wieder belebt wurde. Würden wir uns mit der Reduktion begnügen, so kämen wir immer und immer wieder auf die längst anerkannte Wahrheit, daß das Infantile an der Wurzel der geistigen Welt, und daß auf den Fundamenten der kindlichen Seele das erwachsene Geistesleben aufgebaut ist. Über das Erstaunen, daß z. B. die künstlerische Produktion sich der Imagines des Inzestkomplexes bedient, dürfte man auch in der weiteren psychoanalytischen Schule heraus sein. Natürlich hat jeder Wunsch diese infantilen Vorlagen, die er in allen möglichen Abwandlungen benützt, um sich auszudrücken. Wäre die Vorlage, d. h. das Infantile noch unbedingt das Wirksame (d. h. also nicht bloß regressiv belebt), so käme alle geistige Produktion unglaublich armselig ertötend monoton heraus. Denn es wäre immer dasselbe alte kindische Lied, welches den Wesenskern geistiger Produktion bildete. Glücklicherweise sind die infantilen Motive aber nicht „wesentlich“, d. h. sie sind größtenteils bloß regressiv belebt und passend

verwendet, um aktuelle Strömungen zum Ausdruck zu bringen, am deutlichsten dann, wenn Dinge ausgedrückt werden sollen, welche ebenso fern und unfafbar sind, wie die fernste Kindheit. Nicht zu vergessen — es gibt auch eine Zukunft! Die Reduktion auf das Infantilmaterial erhebt das Unwesentliche der Kunst — nämlich die beschränkte menschliche Ausdrucksweise — zum Wesen der Kunst, welches eben gerade das Streben nach größtem Reichtum der Gestaltung und möglicher Befreiung des Ausdruckes aus der Beschränktheit des Überlieferten und a priori Gegebenen ist. Silberer hat einmal sehr gut gesagt, daß es eine mythologische Stufe des Erkennens gibt, welche symbolisch erfaßt. Dieser Satz ist für die Verwendung der Infantilreminiszenzen charakteristisch: sie dienen dem Erfassen oder Erkennen und sind Ausdruckssymbole. Gewiß ist die Infantilreminiszenz oder -tendenz zum Teil noch lebendig wirksam und wirkt deshalb im aktuellen Leben außerordentlich störend und hinderlich. Sie ist auch darum überall aufzufinden. Aber man würde fehlgehen, wenn man sie deshalb für eine Quelle der Energie ansähe; sie ist vielmehr Beschränkung und Hindernis. Sie ist aber auch wegen ihrer nicht zu verkennenden Existenz notwendiges analoges Ausdrucksmittel, denn die Tiefen der Phantasie offerieren kein anderes Material zu Vergleichszwecken. Dementsprechend betrachten wir auch die primitiven Imagines analytisch, wir begnügen uns nicht mit der Reduktion und der Konstatierung ihrer nachgerade selbstverständlichen Existenz, sondern suchen durch Vergleichung mit ähnlichem Material die Aktualprobleme zu konstruieren, welche zur Verwendung dieser primitiven Schablonen führen und sich darin auszudrücken bestreben. In diesem Sinne faßten wir den Inzest in erster Linie als Symbol, als Ausdrucksmittel, wie auch Adler vorgeschlagen hat.

Ich kann daher Tausk nicht beipflichten, wenn er glaubt, daß die Vergleichung mit analogem Material der „tieferen Einsicht den Weg verstelle“. Wir halten die Aufdeckung der Analphantasie nicht für eine Einsicht, die sich an Wichtigkeit mit derjenigen messen könnte, die uns das Verständnis des Kastrationsmotivs vermittelt. Ich muß daher die Absicht Nelkens verteidigen, der versuchte, allgemeine Zusammenhänge herzustellen. Wir können kaum erwarten, aus dem Nachweis des selbstverständlichen Vorhandenseins infantiler Phantasien einen Einblick in das allgemeine Opferproblem zu erhalten, welches sich des Kastrationsmotivs unter anderem bedient. Daß Nelken diese Fragestellung im Auge hat, geht klar aus seiner Fußnote hervor, wo er auf die Schlange und den Skorpion als historische Kastrationstiere verweist.

Ich habe mir die Freiheit genommen, etwas länger bei der Tauskschen Bemerkung zu verweilen, weil sie mir einen günstigen Anlaß zu geben schien, unsere andersartige Betrachtungsweise daran darzutun. Wir leugnen, wie ersichtlich, die Möglichkeit der Tauskschen Reduktion keineswegs. Wir können aber in dieser und allen ähnlichen Reduktionen nichts finden, was uns eine befriedigende Erklärung zu sein schiene. Wir glauben dagegen, daß eine befriedigende Erklärung uns klar machen muß, was der finale Sinn des Kastrationsmotivs ist. Bekanntlich ist im Gebiet der Psychologie mit der Erklärung nach rein kausalen Determinanten nicht weit zu kommen, indem eine sehr große Anzahl psychischer Phänomene nur final befriedigend erklärt werden können. Damit ist an den überaus wertvollen Feststellungen der Freudschen Schule nichts geändert und nichts abgestrichen. Wir fügen bloß des Element der finalen Betrachtungsweise dem bisherigen bei. Ich habe dieser Bestrebung eine besondere Arbeit gewidmet, die demnächst im Jahrbuch erscheinen soll.

Es hat sich um unsere Bestrebungen nach Fortschritten und Erweiterungen der bisherigen Einsichten das lächerliche Gerede erhoben, es handle sich um

ein Schisma. Etwas derartiges können nur Leute erfinden, denen ihre Arbeits-hypothesen den Wert von Glaubensartikeln haben. Dieser etwas kindliche Standpunkt liegt mir fern. Meine wissenschaftlichen Ansichten wandeln sich mit meinen Erfahrungen und Einsichten, wie das in der Wissenschaft überhaupt von jeher der Fall war. Es wäre bedenklich, wenn es nicht so wäre.

* * *

Der Vogel.

Freud, Die Traumdeutung, 1911³, S. 204, bemerkt: „Die nahe Verbindung des Fliegens mit der Vorstellung des Vogels macht es verständlich, daß der Fliegetraum bei Männern meist eine grobsinnliche Bedeutung hat. Wir werden uns auch nicht verwundern zu hören, daß dieser oder jener Träumer jedesmal sehr stolz auf sein Fliegenkönnen ist.“ Dr. Paul Federn erklärt die Flugträume als Erektionsträume (Der Vogel erhebt sich!).

Frauen träumen oft, ein Vogel gehe in die Höhe. Die sexuelle Erklärung dafür ist der Wunsch nach der Versteifung des männlichen Gliedes. Vgl. W. Stekel, Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung, 1912, S. 221. — Vom Vogel als Phallussymbol handelt auch A. Maeder, Essai d'interprétation de quelques rêves, Archives de Psychologie, VI, Nr. 24. — Der befügelte Zumpt ist uns auch aus römischen Darstellungen wohl bekannt. Vgl. die Abbildungen bei J. Dulaure, Die Zeugung im Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker, verdeutsch und ergänzt von Krauss, Reiskel und Ihm, Leipzig 1909, Taf. XXIV, Nr. 20; Taf. XXV, Nr. 23; Taf. XXVI, Nr. 22; Taf. XXVII und XXVIII, Nr. 25—28; Taf. LIII, Nr. 38; Nr. 76, 77, 78, 79, 80, 85, 87, 88, 89, 90, 91—94, 136, 137, 138, 140, 157, 162, 171, 179, 191, 192. — L. Günther, Die Bezeichnungen für die Freudenmädchen im Rotwelsch und in den verwandten Sprachen, Anthropophyteia, IX, 1912, S. 53 f., hebt hervor, man habe schon früh Vogelnamen auf leichtfertige Mädchen übertragen, gibt dafür mehrfach Belege und fügt in der Anmerkung 1 hinzu: „Hiemit im Zusammenhang steht wohl auch die sehr weit verbreitete Bezeichnung vögeln (schon mhd. vogelen) für „coire future“ (s. ber. die Angaben bei C. Müller in Anthropol., VIII, 16; nach Luedecke in Anthropol., V, 8 auch der mitteldeutschen Kundensprache bekannt, während es z. B. bei Ostwald fehlt [vogeln hier = pfeifen]. Denn diese bedeutet — nach richtiger Auslegung — wohl weniger „Vögel fangen“ (so: Koštiál in Anthropol., VII, 26, das hie und da allerdings gleichfalls für coire usw. vorkommt (s. Schwaab in Anthropol., II, 16) als vielmehr „es machen wie ein Vogel“ (s. C. Müller in Anthropol., VIII, 16 mit Hinweis auf Weinhold, Dialektforschung, S. 111). Zu vergleichen ferner die Bezeichnung Vogel für penis (z. B. in Solingen nach Felder in Anthropol., IV, 4, ebenso uccello bei den Italienern in Istrien und pták, vták oder fták (d. h. der „Vogel“) im Tschechisch-Slowakischen nach Koštiál in Anthropol., V, 14 und VI, 24“.

Statt vögeln sagt man auch hahnen. Nach der schon bezeichneten Abbildung im Dulaure verläuft der Schnabel eines Hahnes in einen Zumpt und auf dem Deckel steht zu lesen Soterkosmu (Weltretter). Aus dem Hauptwort Ficke (= Tasche) ist das Zeitwort ficken (= vögeln) gebildet, so auch aus Vogel: vögeln. Das bedeutet jedoch nicht „wie es die Vögel machen“, vielmehr: mit dem Vogel spielen, und hahnen: mit dem Hahn spielen, ficken wieder: sich mit der Ficke beschäftigen. Friaulisch uçel = der Vogel (nach Koštiál, Anthropol., X).

In Nordwest-Peru gebraucht man nach Enrique H. Brunig das Wort pájaro häufig als ein Synonym für männliches Glied, so z. B. im Tanzvers:

Un pájaro se metió
 Por la puerta de un convento;
 Y las monjas se gozaban
 De verse el pájaro adentro.
 Ein Vogel flog hinein
 Durch die Tür eines Klosters;
 Und die Nonnen freuten sich,
 Daß sich der Vogel drin befand. (Anthrop. X.)

Dr. S. Johnson teilt in Anthrop. X aus einer in den Jahren 1845 bis 1860 entstandenen englischen Balladensammlung ein Gedicht mit, das da das Vogelspiel sehr anschaulich darstellt: Ein Mädchen fragt einen Wanderer:

Kind sir have you got any skill,
 For to catch us a bird or two?
 O yes I have a very great skill,
 If you will go with me to yonder shady tree,
 I will catch you a bird to your will.
 To yonder shady green grove they went,
 And he catch'd her a bird upon her own ground,
 As soon as he know her intent.
 Then he set her up against a green tree
 And he beat she bush and the bird flew in,
 A little above my love 's knee.
 Then her sparkling eyes turned round,
 And if she had been in a swound,
 Saying I caught a bird upon my word,
 Picking upon its own ground.

Die Spielerei mit dem Vogel setzt der Text noch in weiteren drei Zeilen witzig fort.

Für die Erklärung gibt wohl den Ausschlag der Volksmund. So heißt es z. B. in dem „Der Vogelfänger“ überschriebenen Schnadahüpfel im „Wunderhorn“ (Reclam-Ausgabe, S. 81).

Hab ein Vögele gefangen
 Im Federbett,
 Hab's in Arm neing'nommen,
 Hab's lieb gehät.

Das Mädchen spielte eben mit dem Vögele des Liebsten. Der Herausgeber dieser „zahmen“ Sammlung von Volksliedern merkte entweder die derbe Erotik des Liedchens nicht oder zählte auch dieses Vögele unter die ganz harmlosen.

Auf die wichtige Erklärung der Entstehung des Zeitwortes vögeln führt uns eben nur die Beobachtung der Psychoanalytiker, während die der Grammatiker schon darum unhaltbar ist, weil es die Menschen nicht wie die Vögel machen, wenn sie sich geschlechtlich vereinigen.¹⁾

Wien.

Friedrich S. Krauß.

¹⁾ Über die Möglichkeit einer anderen, etymologischen Ableitung vgl. Hans Sperbers Abhandlung „Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache“. „Imago“, I. Jhg. 1912, S. 414. (Anm. der Red.)

Varia.

Zum Familienkomplex.

a) Aus Dichtern.

In dem „Anton Reiser“, der Selbstbiographie von Karl Philipp Moritz finden sich folgende für den Psychoanalytiker interessante Ausführungen über den Familienroman und Elternkomplex sowie seine Beziehung zum dichterischen Schaffen.

„Noch eine Empfindung aus den Jahren seiner Kindheit ist vielleicht nicht unschicklich hier herangezogen zu werden — er dachte sich damals zuweilen, wenn er andere Eltern als die seinigen hätte und die seinigen ihn nun nichts angingen, sondern ihm ganz gleichgültig wären. — Über den Gedanken vergoß er oft kindische Tränen — seine Eltern mochten sein, wie sie wollten, so waren sie ihm doch die liebsten — und er hätte sie nicht gegen die vornehmsten und gütigsten vertauscht. — Aber zugleich kam ihm auch schon damals das Sonderbare Gefühl von dem Verlieren unter der Menge, und das es noch so unzählig viele Eltern mit Kindern außer den seinigen gab, worunter sich diese wieder verloren.“ (S. 256 f.).

„So ist die Wahl des Schrecklichen ebenfalls ein schlimmes Zeichen, wenn das vermeinte poetische Genie gleich zuerst darauf verfällt; denn freilich macht sich hier das Poetische auch schon von selber und die innere Leerheit und Unfruchtbarkeit soll durch den äußeren Stoff ersetzt werden. — Dies war der Fall bei Reiser schon in Hannover auf der Schule, wo er Meineid, Blutschande und Vätermord in einem Trauerspiel zusammenzuhäufen suchte, das „Der Meineid“ heißen sollte, und wobei er sich dann immer die wirkliche Aufführung des Stückes und zugleich den Effekt dachte, den es auf die Zuschauer machen würde.“ (S. 462 der Ausgabe von Heinrich Schnabel, München 1912).

(Dr. Lorenz.)

In einer kürzlich erschienenen Utopie: „Josua. Ein frohes Evangelium aus künftigen Tagen.“ Nach einem französischen Manuskript (Wien und Leipzig. Verlag Wilhelm Braumüller, 1912) findet sich folgende, den Psychoanalytiker überraschende Stelle: In Rouen lernte Josua ein Mädchen kennen, das ihn zu lieben begann; er bat es aber, das Gefühl nicht wachsen zu lassen. „Mir tut es nicht not, geliebt zu werden. Die Mütter, glaube ich, gewöhnen durch ihr Hätscheln die Menschen daran, geliebt werden zu wollen. Aber das muß man nicht sein u. s. f.“ (nach einem Referate der Arb.-Ztg. vom 26. Mai 1912). Selten noch ist das Vorbildliche der ersten Liebe des Kindes für das ganze spätere Leben von einem Nichtpsychoanalytiker so klar ausgesprochen worden wie hier.

(Friedjung.)

In Ellen Key's Buch über die „Rahel“ heißt es: „Der junge Italiener Rocca wurde von glühender Liebe zur 20 Jahre älteren Mad. Staël ergriffen,

im ersten Augenblick, als dieselbe sich über die Bahre beugte, auf der der verwundete Jüngling ruhte. Als Freunde ihm sagten, daß sie ja seine Mutter sein könnte, antwortete er: dies sei ja nur ein Grund mehr sie zu lieben, und er wolle sie so hingebend lieben, daß sie ihn schließlich heiraten würde — wie dies auch geschah.“ (Hitschmann.)

Strindberg „Die gotischen Zimmer“, S. 276.

„ . . . Ich glaube an das selbständige Dasein der Seelen außerhalb der Körper und an geistige Blutschande. Wir müssen auf irgend eine unbekannt Weise Geschwister sein, und darum bekommen wir kein Kind; darum tragen wir an einer Schuld, an einem Schamgefühl, das wir nicht erklären können. Du bist nicht die, die du bist, denn wenn du abwesend bist, und ich dich mir vorzustellen versuche, wirst du eine andere . . .

— Wer werde ich dann?

— Bald meine Mutter, bald meine Schwester, bald . . .“

(Dr. Karl Weiß.)

Zu Rousseaus 200. Geburtstag schreibt A. J. Storfer im Berliner Tageblatt vom 27. Juni 1912 in einem „Frau v. Warens“ betitelten Artikel unter anderem folgendes:

„ . . . Jean Jacques kannte nicht die Frau, die ihm das Leben gab. Er kannte sie nur aus den Erzählungen des Vaters. Da saßen sie nebeneinander in langen Nächten, der verlassene Mann und der verlassene Knabe, und der Vater begann: „Jean Jaques, laß uns von deiner Mutter reden . . .“

„Und ist nicht das ganze Leben des armen Jean Jaques ein Märchen, ein Märchen vom Waisenknaben, der ausging, seine Mutter zu suchen? . . . Frau v. Warens — eine Phase dieses Märchens im kleinen Maßstab des Einzeldaseins; die Philosophie Rousseaus — eine Wiederholung im großen, ein Höherhängen der Ziele. In der Gesellschaft der zärtlich geliebten mütterlichen Freundin lernte Rousseau die friedliche Sprache der Dorfglocke, den unbefangenen Vogelsang, die Landschaft, die Natur lieben, die Liebe zur Natur verkünden. Die Auflehnung gegen die Zivilisation, gegen das Männerwerk, das Werk der staatsbildenden Gesellschaftsordnung, entspringt dem Groll des Gesindemenschen, des Plebejers, der — unbewußt berauscht am Mythos vom Mutterrecht — von der Gleichheit aller vor Mutterherzen träumt . . . Die Aufforderung an die Mütter, ihre Kinder selbst zu säugen, geht zwar von einem Manne aus, der seine Kinder ins Findelhaus aussetzte, aber von einem Manne, den ein sterbendes Weib geboren hatte.“

b) Aus der Tageschronik.

Am 3. September 1912 wurde im Neuwaldegger Park die 34jährige Weinbauersgattin Barbara W. wegen Selbstmordverdacht angehalten. Während sie Not als Grund ihres Lebensüberdresses angab, teilten Nachbarn der Sicherheitswache mit, „daß eigentlich Furcht vor Strafe der wahre Grund ihres Lebensüberdresses sei. Frau W. hat sich nämlich mit ihrem eigenen außerehelichen Sohne Otto K., einem Jungen von zwölf Jahren, schwer vergangen und geduldet, daß der Knabe mit seiner fünfjährigen Halbschwester Marie sträflichen Umgang pflege. Otto K. war verschwunden. Seit acht Tagen ist er herumvagierte, ruhelos und unauffindbar. Das Kommissariat ließ eine Streifung vornehmen und tatsächlich wurde der arme Junge am 4. d. im Steinbruch nächst der Paul Konrathgasse

ausgeforscht. Die Mutter ist dem Landesgericht eingeliefert worden. Der Sohn wurde dem Jugendheim der Polizei übergeben.“

„Mutter und Sohn in wilder Ehe. Aus Szegedin, 25. Juli 1912, wird uns telegraphiert: Das hiesige Gericht verurteilte die 54jährige Marie Kövago zu drei Jahren Zuchthaus und ihren 30jährigen Sohn Paul zu sechs Monaten Zuchthaus. Die beiden lebten seit Jahren miteinander in Blutschande. Aus dieser sonderbaren wilden Ehe entsprossen vier Kinder. Bezeichnend ist es, daß fast alle Bewohner der Pušta Kistelek, wo die beiden wohnten, von dem Verhältnis wußten und trotzdem keine Anzeige erstatteten. Kövago erklärte, er sei bereits in seiner frühesten Jugend von seiner Mutter verführt worden.“

„Blutschande zwischen Mutter und Sohn. Aus Budapest, 29. März 1913, wird uns telegraphiert: Die Budapester Polizei verhaftete heute die 48jährige Gattin des Metalldruckers Johann Jedlitschka und ihren 25jährigen Sohn, den Silberarbeiter Rudolf Jedlitschka, unter der Anklage der Blutschande. Mutter und Sohn hatten seit Jahren ein Liebesverhältnis unterhalten, dem ein Kind entsprossen war, das jedoch nach 16 Monaten bereits starb. Frau Jedlitschka wollte mit ihrem Sohn nach Amerika auswandern, und um sich hiezu das nötige Geld zu verschaffen, wollte sie ihre beiden Töchter dazu veranlassen, ihre Heiratspolizzen der Mutter auszufolgen. Da sich die Mädchen weigerten, bedrohte sie ihr Bruder am Leben. Die Mädchen erstatteten die Anzeige wegen Erpressung, und bei dieser Gelegenheit stellte sich das fürchterliche Verhältnis zwischen Mutter und Sohn heraus. Beide gestanden auch ihr Verbrechen ein. Johann Jedlitschka, der Gatte, wird als ein fleißiger Arbeiter geschildert.“

„Schreckenstat einer eifersüchtigen Mutter. Eine merkwürdige Familientragödie spielte sich dieser Tage in New York ab. Mrs. Griffin, eine 60jährige Dame hat ihren 40jährigen Sohn Peter durch Leuchtgas getötet und nach vollbrachter Tat auf die gleiche Weise sich selbst den Tod gegeben. Mutter und Sohn waren einander in zärtlicher Liebe ergeben und der Sohn, als er bereits die hervorragende Stellung des Direktors eines Telegraphenbureaus erreicht hatte und von seinen Freunden zu einer Heirat gedrängt wurde, pflegte nur zu antworten, daß seine Mutter ihm mehr sei, als die beste der Frauen. „Ich könnte nie erhoffen, verheiratet so glücklich und zufrieden zu sein, als ich es bin unter der zärtlichen Fürsorge meiner Mutter“. Vor kurzem jedoch verliebte er sich in ein junges Mädchen und als die Mutter das wachsende Interesse des Mannes für die Dame, die versprochen hatte, seine Gattin zu werden, bemerkte, erfaßte sie rasende Eifersucht und Verzweiflung. Nachdem sie ihren Sohn ohne Erfolg gebeten hatte, von der Heirat abzusehen, entschloß sie sich zu der entsetzlichen Tat. In der Nacht, als ihr Sohn schlief, nahm Mrs. Griffin den Gasschlauch und legte ihn, nachdem sie den Hahn geöffnet, auf ihres Sohnes Polster. Dann ging sie in die Küche, öffnete dort den Hahn des Gasherdes und legte sich auf den Boden, um zu sterben. Als man am nächsten Morgen in die Wohnung kam, waren Mutter und Sohn bereits tot.“

„Die mißhandelte Mutter. Attentat eines Sohnes auf den Vater. Gestern hat sich in einer Familie in der Stuverstraße im Prater ein entsetzliches Drama abgespielt. Der 18jährige Sohn warf sich zum Rächer der von dem rohen Vater mißhandelten Mutter auf und streckte ihren Peiniger mit einem Messerstich zu Boden.“

„Ein irrsinniger Vaternörder. Budapest, 13. Jänner. Gestern spielte sich im Franziskanerbasarhaus eine entsetzliche Familientragödie ab.

Der 28jährige Josef Schöberl tötete seinen Vater, den bekannten Erfinder der Sophastühle, angeblich, weil dieser ihm kein Geld geben wollte. Nach dem Morde begab sich der junge Mann auf die Straße und rief: „Ich habe meinen Vater erschossen!“ Es wurde bald festgestellt, daß der junge Mann irrsinnig sei.“ — Bei der kürzlich erfolgten Gerichtsverhandlung verantwortete sich der junge Mann — nach dem Bericht der Zeitungen — damit, daß sein Vater — ein notorisch Homosexueller — ihn geschlechtlich mißbraucht hätte.

„Moskau, 29. Jänner. (Meldung der Petersburger Telegraphenagentur.) Heute morgen zerschnitt in der Tretjakowschen Bildergalerie ein Besucher mit einem Messer das Gemälde Rjepins „Iwan der Schreckliche tötet seinen Sohn“. Die Diener ergriffen den Attentäter und führten ihn dem Kustos der Galerie vor. Er ist mit dem geisteskranken 29jährigen Sohne des Hausbesizers und Heiligenbildmalers Balaschow identisch.“

„Ein furchtbares Familiendrama, in dessen Verlauf eine Stiefmutter die Stieftochter und dann sich selbst zu morden suchte, hat sich gestern in Budapest zugetragen. Die zweite Frau des Postdieners Koloman Gajda hat ihrer 17jährigen Stieftochter Ersi mit einem Rasiermesser in den Hals geschnitten und dann versucht, sich selbst die Kehle zu durchschneiden.“

In einem hinterlassenen Schreiben heißt es: „Das Motiv meines Selbstmordes ist die rohe Behandlung, die ich von meinem Manne erfahren habe. Er hat mich unausgesetzt mißhandelt und beschimpft und wollte mich offenbar zum Selbstmord treiben oder zwingen, ihn freiwillig zu verlassen. Er hat früher eine Scheidungsklage eingereicht, sie aber wieder zurückgezogen, weil er für mich hätte sorgen müssen. Als ich zu ihm zurückgekehrt war, sprach weder er noch seine Tochter mit mir. Oft schrien sie mir zu, ich möge mich nur vor die Elektrische werfen. Sie aßen feine Sachen und gaben mir nichts. Das Mädchen hat mich wie einen Dienboten behandelt.“

„Sonderbare Beschuldigung der Schwester. Anfangs Oktober 1912 erstattete die 20jährige Handarbeiterin Aloisia M. bei der Polizei die Anzeige, daß sie seit zehn Jahren mit ihrem eigenen Bruder, dem Geschäftsdienner Matthias M. ein regelrechtes Liebesverhältnis unterhalten habe. Ihr Bruder, erklärte die Anzeigerin, hätte ihr derart mit seinen Liebesanträgen zugesetzt, daß jeder Widerstand zwecklos gewesen wäre. Obzwar Matthias M. bei der Polizei die krasse Beschuldigung seiner Schwester als gänzlich aus der Luft gegriffen bezeichnete, wurde, da die Schwester bei ihren Angaben beharrte, die Anzeige der Staatsanwaltschaft abgetreten, wo zunächst eine Untersuchung wegen Verbrechens der Notzucht eingeleitet wurde. Auch vor dem Untersuchungsrichter hielt Aloisia M. ihre Beschuldigungen gegen den Bruder aufrecht, wobei sie die Einzelheiten des widernatürlichen Verhältnisses genau schilderte. Das Landesgericht trat nach Einstellung der Untersuchung in der Richtung eines Verbrechens den Akt dem Bezirksgericht Josefstadt ab, wo gegen die Geschwister die Anklage gemäß § 501 Strafgesetz (Unzucht unter Geschwistern) erhoben wurde. In der Verhandlung beteuerte der Angeklagte, daß er nie mit seiner Schwester etwas zu tun gehabt habe und daß die Anzeige nur ein Racheakt der Schwester sei, die, von ihrem Geliebten aufgehetzt worden sei. Der Richter hielt dem Angeklagten vor, daß die Schwester sich ja selbst durch die Anzeige eines ungeheuerlichen Vergehens beschuldigt, und daß sie konstant beim Landesgericht die Beschuldigung aufrecht erhalten habe. Die nunmehr einver-

nommene Angeklagte Aloisia M. gab, vom Richter eindringlichst aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, an, daß zwischen ihr und dem Bruder tatsächlich nie welche Beziehungen bestanden hätten, und daß ihre Angaben sowohl bei der Polizei wie vor dem Untersuchungsrichter rein erfunden waren. — Richter: Wie kamen Sie dazu, gegen ihren eigenen Bruder eine so ungeheuerliche Beschuldigung zu erheben und sich selbst auch zu belasten? — Angekl. (kleinlaut): Mein Geliebter hat nach einem Streit mit meinem Bruder mir geraten, die Anzeige zu machen. — Der Richter brach die Verhandlung ab und beschloß, den Akt dem Landesgericht abzutreten zur eventuellen Verfolgung der Aloisia M. wegen Verbrechens der Verleumdung und der falschen Zeugenaussage und ihres Geliebten wegen Mitschuld an den beiden Delikten.“

Ein ähnlicher Fall beschäftigte kurz darauf den Strafrichter des Bezirksgerichts Josefstadt. „Die 19jährige Erna B. hat gegen ihren Bruder, den Fiakerkutscher Otmar B., die Anzeige erstattet, daß er seit zwei Jahren sie gezwungen habe, ihm gefügig zu sein, und als sie in der letzten Zeit sich geweigert habe, den Verkehr mit ihm fortzusetzen, sie geschlagen und schließlich aus dem Hause gejagt habe. In der Anzeige beschuldigte die Schwester ihren Bruder auch der Sodomie, doch wurde das diesbezüglich beim Landesgericht anhängige Verfahren eingestellt und der Akt an das Bezirksgericht zur Verfolgung gegen den Angeklagten wegen der Übertretung nach § 501 Strafgesetz abgetreten. Die als Zeugin geladene Schwester war nicht erschienen. Der Angeklagte bestritt entschieden, das ihm zur Last gelegte Delikt begangen zu haben. — Als Zeuge wird der Vater des Angeklagten Leopold B. einvernommen. — Richter: Ist Ihre Tochter leichtsinnig? — Zeuge: Sehr. — Richter: Hat sie bereits früher mit Männern einen intimen Verkehr gepflogen? — Zeuge: Ja, dafür ist sie von mir aber auch gezüchtigt worden. — Richter: Hat sie schon zeitlich angefangen? — Zeuge: Ja, mit vierzehn Jahren. — Richter: Ist Ihnen bekannt, daß Ihr Sohn mit Ihrer Tochter einen intimen Verkehr pflegte? — Zeuge: Nie. Gerade die beiden Geschwister waren außerordentlich grob gegeneinander. — Richter: Hat Ihre Tochter Diebstähle verübt? — Zeuge: Auswärtig keine. Bei uns zu Hause viele. — Richter: Hat Ihre Tochter nie den Punkt berührt, der heute die Grundlage zur Anklage gegen Ihren Sohn bildet? — Zeuge: Im Streit hat sie es ihm vorgeworfen. Darauf ist er wild geworden und hat ihr ein paar Ohrfeigen gegeben. Zum Zweck der Vorladung der nicht erschienenen Anzeigerin beschloß der Richter die Verhandlung zu vertagen.“

Unter der Spitzmarke „Sexuelle Aufklärung in der Schule“ brachten die Zeitungen vom 14. Jänner 1913 ausführliche Berichte über eine Ehrenbeleidigungsklage, die verschiedene Lehrpersonen einer Knabenbürgerschule in Wien gegen die Mutter eines 13jährigen Schülers eingebracht hatten. Dieser war eines Tages „aufgeregt aus der Schule gekommen und hatte sie mit den Worten apostrophiert: „Mutter, ich kann keine Achtung vor dir haben, denn du bist eine Lügnerin!“ Als sie, entsetzt über diese Äußerung, von ihrem Sohne Rechenschaft verlangte, habe der Knabe ihr erzählt, daß der Katechet die Kinder über die Lehre von der Keuschheit in ganz anderer Weise aufgeklärt habe, als sie es zu Hause getan habe. Der Katechet habe erzählt, es sei unkeusch, wenn ein Bruder mit der jüngeren Schwester sich wo verstecke und . . . Die Erläuterung des Katecheten habe ihr geradezu haarsträubend geschienen. Einige Tage später habe der Knabe erzählt, in der Schule sei eine große Hetz gewesen, als der Fach-

lehrer bei der Erklärung des Dampfkessels eine Bemerkung machte, deren Inhalt ihr (der Angeklagten) gleichfalls haarsträubend vorkam . . .“

„. . . Mehrere Schulknaben bestätigten, daß der Katechet tatsächlich bei der Erklärung, was unkeusch sei, das Beispiel von dem älteren Bruder mit der jüngeren Schwester gebraucht habe. Andere Knaben gaben dagegen an, daß der Katechet lediglich davon gesprochen habe, daß der ältere Bruder die jüngere Schwester nicht zur Unkeuschheit verleiten solle.“

„Ein Siebzehnjähriger schießt auf den Bruder. Ein siebzehnjähriger Junge, der bei seinem Vater in der Lehre ist, hatte gestern vor dem Jugendsenat eine Tat zu verantworten, die er unter ganz merkwürdigen Umständen beging. Der junge Mensch hat am 12. Oktober 1912 auf seinen Bruder, einen fünfundzwanzigjährigen Mann, der ebenfalls in der Werkstätte des Vaters arbeitet, vier Revolverschüsse abgegeben. Drei der Geschosse gingen zum Glück fehl, das vierte brachte dem Bruder an der Schulter eine Verletzung bei, die aber bald heilte. Die Anklage, gegen die sich der körperlich sehr entwickelte Junge gestern zu verantworten hatte, lautete auf schwere Körperbeschädigung. In seiner Verantwortung brachte er für seine Tat sehr seltsam anmutende Gründe vor. Der Siebzehnjährige hatte Liebesbeziehungen zu einer verheirateten Frau, zu der auch sein Bruder das gleiche Verhältnis hatte. Die Brüder waren nun aufeinander sehr eifersüchtig und wiederholt kam es zwischen ihnen zu Auftritten. Der jüngere Bruder, so sagte er, wurde infolge der Anfeindungen seines Bruders lebensüberdrüssig. Er kaufte sich einen Revolver, um sich zu töten. Am 12. Oktober feuerte er in einem Nebengemach der Werkstätte einen Schuß gegen seine Schläfe ab, der aber nicht traf. In der Werkstätte, wo der Bruder mit einigen Gehilfen war, wurde der Knall gehört. Der Bruder riß die Tür zu dem Gemach auf, in dem sich der Junge befand. Dieser wendete sich nun gegen den älteren Bruder, dem es gelang, die Waffe an sich zu reißen. Es entstand eine Rauferei, in deren Verlauf sich der Junge wieder der Waffe bemächtigte. Dann feuerte er viermal gegen den älteren Bruder, der sich hinter eine Drehbank geflüchtet hatte. Schließlich warf er die Waffe weg und flüchtete auf die Straße, wo er verhaftet wurde.“

Wegen der Ungewöhnlichkeit des Falles waren der Verhandlung Gerichtspsychiater beigezogen, um ein Gutachten abzugeben. Dr. Lazar führte aus, es sei anzunehmen, daß sich der junge Mann zur Zeit der Tat in einer Aufregung befand, die geeignet war, seine freie Willensbestimmung aufzuheben. Dazu habe auch mit Rücksicht auf seine Jugendlichkeit sicher sein Verhältnis zu der Frau beigetragen.

Der Gerichtshof sprach den Angeklagten von der Anklage auf schwere körperliche Beschädigung frei, indem er annahm, daß der junge Mann in Sinnesverwirrung gehandelt habe.“

„Mord eines entarteten Vaters. Aus Budapest, 14. Januar 1913 wird uns telegraphiert: Gestern machte der Budapester Beamte Stephan Bethö, der zur Besichtigung seines Hauses in Saroksar dort eintraf, eine grauenhafte Entdeckung. Er fand nämlich im Stall seines Hauses die Leiche der Tochter seines Hausmeisters. Das Mädchen war seit voriger Woche abgängig und es hieß, daß sie zum Besuch ihres Bräutigams nach Wien gefahren sei. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab jedoch, daß das Mädchen von ihrem eigenen Vater, dem Schlossermeister Franz Mengel, ermordet wurde, der schon seit längerer Zeit seine

Tochter mit Liebesanträgen verfolgte, von ihr aber stets zurückgewiesen wurde. Mangel ist seit gestern abgängig.“

„Ein Unhold. Der 42jährige Schneidergehilfe Rudolf W. stand am 10. Dezember 1912 wegen Blutschande und Unzucht vor dem Schwurgericht. Es wurde ihm zur Last gelegt, daß er sich an seiner noch nicht vierzehn Jahre alten Tochter, einmal selbst schon vor drei Jahren, schwer vergangen hat. Die Anzeigerin war die geschiedene Frau des Mannes. Auch das Kind hat die Angaben seiner Mutter bestätigt. Die Gerichtspsychiater bezeichnen W. als einen durch Trunk herabgekommenen Menschen. Der Angeklagte bestritt, gegen seine Tochter gefehlt zu haben. Er erklärte die Anzeige seiner Frau damit, daß diese an ihm einen Racheakt ausüben wollte. Die Geschwornen erkannten den Angeklagten für schuldig. Der Gerichtshof verurteilte W. zu drei Jahren schweren Kerkers.

c) Aus der Völkerpsychologie.

Zum *Jus primae noctis* teilt Dr. Buschan im Jännerheft (1913) der „Sexualprobleme“ nach W. Knoche (Zeitschr. f. Ethn., 1912, S. 659 ff.) folgende für den Psychoanalytiker interessante Tatsache aus dem Geschlechtsleben der Osterinsulaner mit: „Die Defloration der jungen Mädchen, die schon von ihrem fünften Lebensjahr an von älteren Frauen Unterweisungen im Benehmen während des Geschlechtsverkehrs empfangen, ist ein Vorrecht der älteren Männer; erst nach der mit einem älteren Stammesgenossen verbrachten *prima nox* tragen sie sich dem Geliebten an; sie weigern sich standhaft, hievon eine Ausnahme eintreten zu lassen, selbst bei lebhafter Zuneigung einem jüngeren Manne gegenüber.“

Der tiefere Sinn dieser Sitte würde sehr gut zu der, besonders von Storfer (Zur Sonderstellung des Vatermordes, 1911, S. 17) vertretenen, psychoanalytischen Auffassung stimmen, die das ursprüngliche *jus primae noctis* dem eigenen Vater zuspricht. Bei den Orang-Sakai auf Malakka sollen die Väter selbst das *jus primae noctis* an ihren Töchtern besitzen (nach Schmidt: *Jus primae noctis*, S. 324, cit. bei Storfer l. c.).

Zum selben Thema bringt ein die psychoanalytische Auffassung von der Bedeutsamkeit des Inzestkomplexes unwillkürlich bestätigender Aufsatz von P. Sinitzin (Petersburg) eine interessante Aufklärung. Nach Abweisung der oberflächlichen materiellen Begründungen führt der Autor aus, daß die Institution des Vatermordes, die sich bei Barbarenvölkern des Altertums wie unserer Zeit findet, nur bei solchen Völkerschaften gang und gäbe sei, bei denen der Vater das *jus primae noctis* auf die Braut oder Frau seines Sohnes besitzt, wie dies z. B. noch bis vor kurzer Zeit bei den Bauern im Norden Rußlands gebräuchlich war („Die Lösung eines Geheimnisses der Volksseele“. „Die Zeitschrift“ hg. v. Albert Helms, 2. Jhg., Heft 11, 2. März 1912). — Nach einer Mitteilung von Ferenczi soll sich in Kroatien heute noch mancher Familienvater das Recht herausnehmen, die Schwiegertochter bis zum Heranwachsen des schon in jungen Jahren verheirateten Sohnes geschlechtlich zu gebrauchen.

R a n k.

Psychoanalytische Literatur.

Als 15. Heft der von Prof. Freud herausgegebenen „Schriften zur angewandten Seelenkunde“ erschien „eine psychoanalytische Studie: Aus dem Seelenleben des Kindes“ von Dr. H. v. Hug-Hellmuth (im Verlage von F. Deuticke, 1913).

Von Dr. Maxim Steiner (Wien) erschien: „Die psychischen Störungen der männlichen Potenz“ mit einem Vorwort von Prof. S. Freud (Verlag F. Deuticke, 1913).

A translation of Dr. Hitschmann's book, made by Dr. C. R. Payne, has just been published in the „Journal of Nervous and Mental Disease Monograph Series“, Nr. 17, (New York. Two dollars), under the title of „Freuds Theories of the Neuroses“; it contains a preface by Prof. Ernest Jones, and a selected bibliography of the English literature on the subject.

In der von Prof. Dr. Oskar Messmer unter Mitwirkung von Prof. Dr. E. Meumann herausgegebenen Sammlung von Methoden für Erziehung und Unterricht: „Pädagogium“, erscheint demnächst als I. Band von unserem Züricher Kollegen und Mitarbeiter Dr. Oskar Pfister: „Die psychoanalytische Methode. Eine erfahrungswissenschaftlich-systematische Darstellung“. (Verlag W. Klinkhardt, Leipzig 1913.)

Ernst Dürr, Prof. d. Philosophie an der Universität Bern, der den von Hermann Ebbinghaus begonnenen zweiten Band der „Grundzüge der Psychologie“ (Leipzig 1913, Veit & Co.) vollendete, läßt darin die Psychoanalyse an verschiedenen Stellen zu Worte kommen. So gibt Dürr S. 257 f. eine kurze Darstellung von „Freuds Traumtheorie“, die sich allerdings infolge völligen Mißverstehens zu keiner Würdigung erheben kann. Dagegen wird die Bedeutung der Psychoanalyse für die Erkenntnis der künstlerischen Phantasiebildung, ästhetischer Probleme, ferner für Religionspsychologie und Pädagogik gebührend gewürdigt. S. 659 ist die Rede von der „neuerdings immer mehr und mehr Anhänger gewinnenden Lehre Freuds, die einen gewissen Zusammenhang herzustellen sucht zwischen dem Traumleben und der ästhetischen Produktion . . .“, wobei alle Bedenken nicht abhalten können, „in dem von Freud und seinen Schülern zusammengebrachten Tatsachenmaterial wertvolle Bausteine einer Psychologie des künstlerischen Schaffens anzuerkennen.“ — „Die tragische Katharsis ist nur ein Spezialfall dieser Reinigung und Befreiung von inneren Spannungen und unabgeklärter Leidenschaftlichkeit. Seit Schiller zum Verkünder geworden ist einer Lehre, die man geradezu ein Evangelium der Erlösung durch die Schönheit und die Kunst nennen kann, seit Schopenhauer dieser Lehre einen metaphysischen Unterbau geschaffen hat . . . und seit Freuds Neurosenlehre einzelne der hier in Betracht kommenden Probleme in eine ganz neue Beleuchtung gerückt hat, ist die Theorie der reinigenden, erlösenden, erbauenden Wirkungen, in denen sich die ästhetische Kontemplation mit der religiösen Andacht berührt, manchen Schritt vorwärts gekommen“ (S. 687).

Auch bei Erklärung gewisser Zustände der religiösen Exaltation (Zungenreden, Mystik) beruft sich Dürr in anerkennender Weise auf die psychoanalytischen Forschungen von Pfister (S. 559 ff., S. 586), sowie er auch über dessen pädagogisches Wirken sagt: „. . . scheint nach den erstaunlichen Erfolgen der psychoanalytischen Seelenbeeinflussung . . ., daß erlebnisbedingte seelische Konstellationen sich auch in weitem Umfang wieder umgestalten lassen . . .“ (S. 700).

Bibliographie.

- Abels: Seltene Verbrechensmotive (H. Groß' Archiv, Bd. 48, Heft 1—2).
- Abramowsky E.: Télépathie expérimentale, en tant que phénomène cryptomnésique (Journ. de Psychol. normal et pathol. IX, 6. Okt. 1912).
- Adler Alfr.: Traum und Traumdeutung. (Österr. Ärztezeitung, April 1913.)
- Ahlenstiel H.: Über sexuellen Rhythmus. (Sex.-Probl., März 1913) [Masturbations-Intervalle].
- Arreat: Signes et Symbols (Rev. philos. 38, 1—2).
- Aschaffenburg: Degenerationspsychosen und Dem. praecox bei Kriminellen (Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. XIV, H. 1, Dez. 1912).
- Asnaurow Felix: Sadismus-Masochismus in Kultur und Erziehung (München 1913, E. Reinhardt, M. 1.10).
- Basler: Über den Fußsohlenkitzel (Pflügers Archiv, Bd. 147).
- Bayley Harold: The lost language of Symbolism (London 1912, Williams and Norgate).
- Becker W. H.: Die Prognose der Melancholie (Berl. Klin. Woch. 1912, Nr. 40).
- Becker: Ist die Dementia praecox heilbar? (Klinik f. psych. u. nerv. Krankheiten VII, 4).
- Bericht über die VIII. Versammlung der Schweizer Neurologischen Gesellschaft in Luzern am 9. und 10. Novemb. 1912 (Neurol. Zentralbl. 1. März 1913, Seite 320 ff.) [U. a. Ladame: Neurosen u. Sexualität (mit Diskussion); Koehler: Dementia praecox oder reaktive Depression? (Psycho-analyt. Studie); Schyn-der: Anorexie des Pubertätsalters etc.]
- Bertschinger H.: Über Gelegenheitsursachen gewisser Neurosen und Psychosen (Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie u. psych.-gerichtl. Med., 69. Bd., H. 5, Okt. 1912).
- Bibliographie d. deutschen und ausländ. Lit. des Jahres 1911 über Psychologie, ihre Hilfswissenschaften und Grenzgebiete (v. Köhler, Zeitschrift für Psychologie, Bd. 62).
- Birnbaum Karl: Über den Einfluß von Gefühlsfaktoren auf die Assoziation (Mon. f. Psych. u. Neurol., Bd. 32, Heft 2 u. 3, August-Septembr. 1912).
- Bloch Iwan: Die Sexualethik Luthers II. (Neue Generation, März 1913).
- Blüher Hans: Die drei Grundformen der Homosexualität (Jahrb. f. sex. Zwischenstufen XIII, 3, April 1913).
- Blume Gustav: Über Phantastik und Schwachsinn (Allg. Zeitschr. für Psychiatrie, Bd. 79, H. 3).
- Bonhoeffer K.: Über die Beziehung der Zwangsvorstellungen zum Manisch-Depressiven (Mon. f. Psych. u. Neurol. 1913, Bd. 33, H. 4).
- Bréhier: L'origine des images symboliques (Rev. philos. XXXVIII, 1—2).
- Chijs, A. v. d.: Über die Heilung der Zwangsvorstellungen (Phobien, Obsessionen), insbesondere über den sogen. „Truc“ (Furcht beim Auftreten) der Künstler (Zeitschr. f. Psychother. u. med. Psych. IV, 1912).
- Danzel Th. W.: Die Anfänge der Schrift (Beitr. zur Kultur- und Universalgesch. Herausg. v. Karl Lamprecht, 21. Heft) (Leipzig 1912, R. Voigtländer, M. 12.—).

- Dodge: Mental Work; A. Study in Psycho-Dynamics (Psychol. Review XX, 1).
- Dougall Mc.: The Child's Speech. (Journ. of Educ. Psychol. Vol. III, Nr. 8—10).
- Downey: Literary Synesthesia (Journ. of Philos., Psychol. etc. IX).
- Eheproblem, das, im Spiegel unserer Zeit, hrsg. von Frh. v. Paungarten. [Äußerungen bekannter Persönlichkeiten zu dieser Frage.] (München 1913, E. Reinhardt.)
- Eisenstadt H. L.: Einige Fragen aus der Gesundheitspflege der mittleren Postbeamten (Fortschritte der Medizin 1913, Nr. 10 u. 11).
- Eulenburg A.: Nervöse Kopfschmerzen (Die Hygiene, II, 1913).
- Eulenburg A.: Das Wesen der Hysterie (ebenda).
- Feretti: Psicologia pedagogica (Riv. di Psicol. IX, 1).
- Flagstad Chr. B.: Psychologie der Sprachpädagogik (Leipzig 1913, B. G. Teubner).
- Flantau G.: Über den Ganserschen Symptomenkomplex (Zeitschr. für d. ges. Neurol. und Psych. XV, 1913, H. 1—2).
- Forster Edm: Nochmals die Frage des Affektes bei Paranoia. Krit. Auseinandersetzungen mit Bleuler (Mon. f. Psychol. u. Neurol. Bd. 32, H. 3, Septmbr. 1912).
- Förster F. W.: Psychoanalyse und Pädagogik (Österr. Rundsch., 15. April 1913).
- Goett Th.: Psychogene Akinesie auf Grund einer schweren Neurose im Kindesalter (Zeitschr. f. Kinderheilk., Bd. 4, S. 231). [Heilung eines Falles von vollständ. Lähmung mit Ausbildung von Kontrakturen auf psychoneurot. Basis.]
- Gaupp: Über Hysterie (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiat. V.).
- Gramzow, Dr. Otto: Zur Psychologie der Furcht (Westermanns Monatsh., April 1913).
- Graßler: Das Problem vom Ursprung der Sprache in der neueren Psychologie (Zeitschrift f. Philos. u. Pädagogik XX, H. 4).
- Häberlin P.: Kinderphantasien (Schweiz. Kindergarten. II/8).
- Hart Bernard: A Philosophy of Psychiatry (Journ. Ment. Sc. Vol. 54, 226, July 1912). [Auch über Psa.]
- Hirschfeld M.: Der sexuelle Infantilismus (Halle 1913, C. Marhold, M. 1.20).
- Hirschfeld M. u. Burchhardt E.: Zur Frage der psychischen Impotenz als Folgeerscheinung sexueller Totalabstinenz beim Manne (Sex. Probleme, April 1913).
- Hitschmann Ed.: Freuds psychoanalytische Methode (Jahreskurse für ärztl. Fortbildung, IV. Jhg., Maiheft 1913).
- Hoepfner: Über die Disposition der Stottererpsyche zu asozialer Entwicklung (H. Groß' Archiv, Bd. 48, H. 1—2).
- Hörnnes: Ursprung und älteste Form der menschl. Bekleidung (Scientia VI, 1).
- Hudovernig C.: Eine besondere sexuelle Neurasthenie im reiferen Alter (Med. Klinik 1913, Nr. 13).
- Ilberg G.: Ein pathologischer Lügner u. Schwindler (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. XV, 1913, H. 1—2).
- Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen, hg. in Vierteljahrsheften von M. Hirschfeld. 13. Jahrg., H. 3, April 1913 (Leipzig M. Spohr, 1913, je M. 2.—).
- Juliusburger Otto: Zur Lehre von den Fremdheitsgefühlen (Mon. f. Psych. u. Neurol., Bd. 32, H. 3, Sept. 1912).
- Kahane Heinrich: Über Angstzustände (Wiener Klin. Woch. 1913, S. 495, Nr. 13).
- Kanngießer: Hat die Blutsverwandtschaft der Eheleute einen schäd. Einfluß auf die Gesundheit der Nachkommen? (Münchn. Med. Woch., 8. April 1913).
- Karpas M. J.: Analysis of psychosexual Anaesthesia in a Case of psychopathic Personality (Americ. Journ. of Insanity, Jan. 1913).
- Karpinska L.: Beiträge zur Psychopathologie des Alltagslebens (Zentralbl. für Psa. III. Jhg., H. 6 u. 7).
- Klebinder L.: Über den Ursprung der Familie (ebenda).
- Kostyleff N.: Nouvelles recherches sur le mecanisme cérébral de la Pensée (Mercure de France, 16. Mars 1913). [Nimmt auf die psa. Forschungen Bezug.]

- Kronfeld Artur: Freuds psychoanalyt. Theorien („Die Naturwissenschaften“, I. Jhrg. H. 16, 18. April 1913, Verl. J. Springer, Berlin).
- Küster Erich: Die Schlange in der griechischen Kunst und Religion (Gießen 1913. A. Töpelmann, M. 5.50).
- Lachtin M.: Die Besessenheit auf dem Lande in Rußland (Zentralbl. f. Psa. und Psychotherapie, III. Jhg., H. 6 und 7).
- Lagriffe Lucien: La Psychologie d'Auguste Strindberg (Journ. de Psych. normal et pathol. IX, 6. Dec. 1912).
- Leeper R.: Of the Onset of Melancholia (Journ. Ment. Sc. Vol 54, 225. April 1912).
- Lissmann P.: Fortschritte auf dem Gebiete der nervösen Sexualstörungen (mit neueren Literaturangaben) (Münch. Med. Woch., 11. März 1913, S. 541).
- Lomer Georg: Vom Doppelgeschlecht des künstlerischen Menschen (Gegenwart, Bd. 41, 2).
- Marie A.: *Traité international de Psychologie pathologique. Vol. III.: Psychopathologie appliquée* (Paris 1912, F. Alcan, M. 20.—). [Enthält u. a. einen Abschnitt über die pathologische Sexualität v. H. Ellis.]
- Marinesco G.: Ein Beitrag zum Stud. der Synästhesien, insbes. d. Farbenhörens (Journ. de Psych. norm. et pathol., X./5. Oct. 1912).
- Masselon R.: L'hallucination et ses diverses modalités cliniques (Journ. de Psych. normal et pathol. IX/6, Dec. 1912).
- Meyer: Die Theorie der Hysterie (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. V.).
- Müller K. J.: Zur Kenntnis der Leitungsbahnen des psychogalvan. Refl. Phänomens (Mon. f. Psy. u. N. 1913, H. 3).
- Murri Augusto: Über die traumatischen Neurosen. Deutsch v. Cerletti (Jena 1913, G. Fischer, M. 2.—).
- Näcke P.: Wahnideen mit homosexuellem Inhalte (H. Groß' Archiv, Bd. 52, H. 1 u. 2, 31. März 1913, S. 199).
- Nagy Ladislaus: Psychologie des kindlichen Interesses (Pädag. Monographien, hrsg. v. E. Meumann, IX Bd.) (Leipzig 1912, Otto Nernich, M. 5.80).
- Neupert Rob.: Die Psychoneurosen und ihre Behandlung (Münch. Mediz. Woch. 11. u. 18. März 1913).
- Norman: Emanuel Swebenborg. Psychologist (Journal of Mental Science, LVIII, Nr. 242).
- Pfordten, Otto v.: Psychologie des Geistes (Heidelberg 1912, C. Winter, M. 6.—).
- Pohorilles, Dr. N. E.: Moderne Traumtheorien [Sanctis, Swoboda, Freud, Ellis] (Urania, V. Jhg., Nr. 45 u. 46, Nov. 1912).
- Pollitz: Notzuchtversuch an der eigenen Mutter (H. Groß' Archiv, Bd. 52, 1913, 1. u. 2. H.).
- Popp Walt.: Kritische Entwicklung des Assoziationsproblems (Leipzig 1913, J. A. Barth, M. 3.60).
- Referat über psycholog. Literatur für das Jahr 1912 von Dr. P. Petersen (Zeitschrift f. Philos. u. philos. Kritik, Bd. 149, H. 2, 13. März 1913).
- Reik, Dr. Theodor: Das Geschlechterverhältnis bei Arthur Schnitzler (Die neue Generation, März 1913).
- Reik Th.: Psychoanalyse („März“, Mai 1913).
- Repond A. (Burghölzli): Über Störungen der musikalischen Reproduktion bei der Schizophrenie (Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie VII, 1913, H. 2).
- Riklin Franz: Betrachtungen zur christlichen Passionsgeschichte (Wissen u. Leben, VI, 1913, H. 13, 1. April).
- Rivers W. C.: Walt Whitman's Anomaly (London 1912).
- Rorschach H.: Analytische Bemerkungen über das Gemälde eines Schizophrenen (Zentralbl. f. Psa. u. Psychotherapie, III. Jhg., H. 6. u. 7).
- Rorschach: Pferdediebstahl in Dämmerzustand (H. Groß' Archiv, Bd. 48, H. 1—2).

- Rosenfeld M.: Über Beziehungen des manisch-depressiven Irreseins zu körperl. Erkrankungen (Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie 1913, VII. Bd., 2. H).
- Sammlung zwangl. Abh. zur Neuro- u. Psychopathologie des Kindesalters, herausg. v. E. Stier. I. Bd., 1.—3. Heft (Jena 1913, G. Fischer, M. 3.60).
- Sanctis de: Gl'infantilismi.
- Sanctis de: Frenastenici e Anormali psichici.
- Sanctis de: Les enfants anormaux (sämtlich in: Contributi psicologici del Laboratorio di Psicologia sperimentale della R. Università di Roma. Vol. I).
- Sanctis de: Attività organica e attività psichica (L'Infanzia Anormale VI, 5/6).
- Savage: Some Dreams and their Significance (Journ. of Mental Science LVIII, Nr. 242).
- Schackwitz Alex.: Über die Methoden der Messung unbewußt. Bewegungen etc. (Archiv f. d. ges. Psychol., 26. Bd., H. 3 u. 4, März 1913).
- Schnyder: Anorexieformen des Pubertätsalters (Korr.-Blatt für Schweizer Ärzte, 1913, Nr. 12).
- Schulze: Das psychogalvanische Reflexphänomen (Neue Bahnen XXIV, H. 1).
- Seige M.: Wandertrieb bei psychopath. Kindern (Zeitschr. f. d. Erforschung u. Beh. des jug. Schwachs. Bd. IV, H. 2 u. 3).
- Serieux P., et Capgras J.: Die Heilandschaft des falschen Prinzen [Naundorf] (Journal de Psychol. norm. et pathol. IX/4., August 1912).
- Smith Th. L.: Paramnesia in daily Life (Americ. Journ. of Psychol. XXIV, 1).
- Stekel, Dr. W.: Der Sinn im Wahnsinn (Neue wiss. Rundsch., 20. Jan. 1913).
- Stekel W.: Die Ausgänge der psa. Kuren (Zentralbl. f. Ps., III., H. 6 u. 7).
- Stier Ewald: Zur Ätiologie konträren Sexualgefühls (Mon. für Psych. und Neurol. Bd. 32, H. 3, Sept. 1912).
- Stransky E.: Zur Entwicklung und zum gegenw. Stande der Lehre v. d. Dementia praecox (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. VIII, H. 5 u. IX, 1).
- Strohmayer Wilh.: Kinderhysterie mit schweren Störungen der Lage- u. Bewegungsempfindungen (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych., Bd. X, H. 4 u. 5).
- Thummerer Hans: Audition colorée (Lit. Echo, XIV, 15).
- Tobias A.: Zur Prognose u. Ätiologie d. Kinderhysterie (Berlin 1913, S. Karger, M. 3.—).
- Tucker B. R.: Incongruous Symptoms in Hysteria (Journ. of Americ. Med. Assoc., Novemb. 23).
- Verhandlungen der Intern. Gesell. f. med. Psychol. u. Psychotherapie, II. Jahresversammlung in München am 25. u. 26. Sept. 1911 (Journ. f. Psychol. u. Neurol. XIX, Ergänzungsheft 1). [Enthält u. a.: Bernheim u. Claparède: Hypnotismus; Frank: Determination physischer und psychischer Symptome im Unterbewußtsein; Trömmner: Entstehung und Bedeutung der Träume; Forel: zur Einteilung d. Nervenkrankheiten; Bonjour: Über die Grenzen d. Psychotherapie; Delius: Die hypnot. Behandlung d. Asthma nervosum, etc.]
- Vorschläge zur psychol. Unters. primitiver Menschen. Ges. u. hrsg. vom Institut f. angew. Psychol. (Leipzig 1912, J. A. Barth, M. 4.—).
- Voß G.: Neuere Anschauungen über die Hysterie (Berlin 1912, Fischers medicin. Buchh., M. —.60).
- Voß: Zur forensischen Kasuistik des sog. neurasthenisch. Irrsinns (H. Groß' Archiv, Bd. 48, Heft 1—2).
- Weidel Karl: Das Grauen (Zeitschr. f. Rel. Psychol. VI, 3).
- Wundt Wilh.: Die Psychologie im Kampf ums Dasein (Leipzig 1913, A. Kröner, M. 1.—).
- Ziegler Theobald: Das Gefühl. Eine psychol. Untersuchung (Berlin u. Leipzig 1912, G. J. Göschen).

Korrespondenzblatt

der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Redaktion:

Dozent **Dr. C. G. Jung**, und **Dr. F. Riklin**,
Zentralpräsident, Zentralsekretär
in Küsnacht bei Zürich.

I.

Kongreß 1913.

Der nächste (private) Kongreß der Internationalen psychoanalytischen Vereinigung wird am 7. und 8. September 1913 in München stattfinden.

Es wird gebeten, die Vorträge bis zum 1. Juli bei Dr. C. G. Jung anzumelden. Dabei ist wünschenswert, daß die Vorträge die Dauer von 20 Minuten nicht überschreiten.

II.

Vereinsberichte.

1. Ortsgruppe Berlin.

Sitzungen:

- November 1912: Dr. phil. M. Weißfeld (als Gast): „Versuch einer philosophischen Stellungnahme zu den Freudschen Lehren“.
Dezember 1912: Diskussion zu obigem Vortrag.
Januar 1913: Sanitätsrat Dr. Koerber: „Die Äußerungen des Widerstandes in der Psychoanalyse“.
März 1913: Dr. Abraham: Über unbewußte Wurzeln des neurotischen Kopfschmerzes.

2. Ortsgruppe New York.

Mitgliederliste.

- T. H. Ames, 52 West 53th Str., New York.
C. E. Atwood, 14 East 60th Str., New York.
L. E. Bish, 268 West End Av., New York.
A. A. Brill (Secretary), 55 Central Park West, New York.
L. J. Casamajor, 342 West 56th Str., New York.
L. P. Clark, 84 East 56th Str., New York.
F. J. Farnell, 114 Broad Str., Providence R. J.

H. W. Frink (President), 1 West 83th Str., New York.
B. M. Hinkle, 115 East 31th Str., New York.
Josephine Jackson, 1971 Morton Av., Pasadena, California.
M. J. Karpas (Vicepresident), Bellevue Hospital, New York.
M. Keshner, 264 East 7th Str., New York.
C. P. Oberndorf, 249 West 74th Str., New York.
B. Onuf, Amityville L. J.
E. W. Scripture, 236 W. 74th Str., New York.
L. Sheinman, Lebanon Hospital, New York.
F. W. Stechman, 321 East 18th Str., New York.
S. A. Tannenbaum, 243 East 7th Str., New York.
W. Timme, 158 West 95th Str., New York.

3. Ortsgruppe Wien.

In der Sitzung vom 5. Februar 1913 hat der Ausschuß Herrn Hugo Heller, als Verleger der zwei psychoanalytischen Zeitschriften, kooptiert.

12. Sitzung am 8. Januar 1913:

Dr. Paul Federn: Beispiel von Libidoverschiebung während der Kur.

Die psychoanalytische Behandlung muß die pathologische Libidoverknüpfung zur Lösung bringen. Hierbei erfolgt die Verschiebung der Libido in der entgegengesetzten Richtung, als sie bei der Entstehung der neurotischen Erkrankung erfolgte. In den meisten Fällen ist nur das Resultat dieser Restitutio ad integrum zu erkennen, indem früher verdrängte Libido frei wird und gleichzeitig die durch den entsprechenden Libidoanteil unterhaltenen Symptome an Intensität verlieren, schließlich ganz verschwinden. Mitunter begegnet man aber Fällen, welche trotz Neurose einen beträchtlichen Teil ihrer Libido unverdrängt behalten haben. An solchen Fällen gelingt es, wenn man das Augenmerk darauf richtet, auch im Detail den Zusammenhang der Verteilung und der Verschiebung der Libido mit dem Wechsel oder Pausieren von Symptomen zu beobachten. Es handelt sich dabei um Individuen mit ungewöhnlich starker Triebstärke in normaler und perverser Richtung, bei welchen eine besondere organische Disposition, die sich auch in der Prävalenz bestimmter erogener Zonen äußert, wesentlich zur Entstehung der Neurose beigetragen hat. Ein solches Prävalieren des organischen Faktors findet sich regelmäßig bei den Fällen von Asthma bronchiale. Diese Krankheit macht deshalb so völlig den Eindruck einer rein organischen Störung. Erst die Untersuchung der akzidentellen Anlässe und die Aufklärung der scheinbaren Unberechenbarkeit der Anfälle, sowie die ungewöhnliche Beeinflußbarkeit durch suggestible und Stimmungseinflüsse haben den psychogenen Charakter der Erkrankung evident gemacht. — Die Psychoanalyse hat regelmäßig libidinöse Ursachen aufdecken lassen. An einem derartigen Falle von Bronchialasthma, dessen psychoanalytische Details einer späteren Publikation vorbehalten bleiben sollen, konnten die Vorgänge der Libidoverschiebung genau beobachtet und der psychogene Faktor in der Ätiologie vom organischen gut unterschieden werden.

Als konstitutioneller Faktor war die Prävalenz des Geruchsinnes und der Mundzone in erogener Hinsicht überaus deutlich. Diese Prävalenz ist nach meiner Erfahrung an mehreren Fällen und in Übereinstimmung mit vielen nicht psychoanalytischen Autoren ein regelmäßiger ätiologischer Befund bei

dieser Erkrankung. Der zweite wichtige konstitutionelle Faktor, der aber allen schweren Neurosen gemeinsam ist, ist die überraschende Intensität der Sexualität in den Kinderjahren. Konstitution und Milieueinflüsse gemeinsam verhindern das Auftreten der sexuellen Latenzperiode zwischen infantiler und puberer Sexualität.

Im vorliegenden Einzelfalle waren die Geruchseindrücke von den ersten Kinderjahren an in ungewöhnlichem Maße sexuell lustvoll betont. Wie manche Tierarten und die Wilden hatte der Patient ein hervorragendes Gedächtnis in dieser Richtung, welches den sympathischen und antipathischen Charakter von Menschen, Lokalitäten und Ereignissen durch Dezenen festhielt. Es ist regelmäßig zu beobachten, daß Individuen, deren Geruchssinn so glänzend entwickelt und mit dem Sexualtrieb so eng verlötet ist, sogenannte „Stimmungsmenschen“ zu sein pflegen, welche bis zu feinsten Nuancen nicht an die tatsächlichen Ereignisse, sondern an die Variationen der äußeren Umstände ihre mannigfachen Stimmungen knüpfen. Die an den Geruchssinn fixierte Libido machte dem Kinde — analog wie bei dem Tiere — die körperlichen Sekrete und Exkrete sowie die entsprechenden Organe an anderen Individuen zu Sexualobjekten. Dadurch entstanden mannigfache Phantasien. Und so wurde das Kind durch perverse Bestrebungen an die von ihm geliebten Personen fixiert. Ein völlig spontan entstandenes, durch kein äußeres Ereignis unterstütztes Sexualziel dieser intensiven libidinösen Beziehung war die Phantasie des Cunnilingus, welche nach dem 7. Lebensjahr auftrat, in welchem Jahre das Kind infolge von Tierbeobachtungen und durch Aufklärung von dem Geburtsvorgange Nachricht erhalten hatte. Der Cunnilingus ist eine Perversität, welche nicht durch einfaches Verbleiben bei einer infantilen Sexualstufe erklärt werden kann. Der Cunnilingus erfüllt die infantile Sehnsucht, zur Mutter zurückzukommen. Der Anreiz zu dieser Perversität stammt von der Ruchosphäre, das Organ gehört der Mundzone an und das Ziel ist der reifen Sexualität entnommen, es ist das Ziel, in die Vagina einzudringen. So ist der Cunnilingus dazu geeignet, daß durch diese Phantasien die normale von den Sexualorganen ausgehende Libido, infolge des gemeinsamen Zieles und Objektes, auf die im infantilen Stadium prävalente Mund- und Ruchzone verschoben wird. Diese Verschiebung wurde unterstützt durch die sonstige intensive, aber in ihren sichtbaren Äußerungen keineswegs abnorme Fixierung an die Mutter. Da unser Patient wie die meisten Asthmatiker eine starke sexuelle Konstitution hatte, blieb trotzdem die eigentliche Sexualität ungestört. Nur war die Liebesfähigkeit für andere Frauen wesentlich gehemmt. Sie war im Ödipuskomplex fixiert. Und im Ödipuskomplex war die Libido von der Genitalzone auf die Mundzone verschoben. Entsprechend dieser eigenartigen Fixierung waren in dem intensiven Phantasieleben des Kindes auch typische Mutterleibsphantasien ungemein häufig, welche auch die spontanen Spiele des Kindes beeinflussen.

Das Asthma war zum erstenmal nach einer Trennung von der Mutter aufgetreten. Jedem Asthma gingen typische Phantasien und Tagträume, bei Nacht für das Individuum spezifische Asthmaträume, voraus. Die Analyse dieser Träume und der wachen Phantasien führte regelmäßig auf bestimmte libidinöse Strebungen zurück, welche mit dem Ödipuskomplex und mit der infantilen Sexualität zusammenhängen und Situationen der Kindheit erinnern ließen, in welchen derartige Wünsche eine Rolle spielten. Die Gelegenheitsursachen der Anfälle waren Enttäuschungen oder Entbehrungen erotischer oder ehrgeiziger Natur. Charakteristisch für die Asthmaanfälle war eine bestimmte Asthma-

stimmung. Mit fortschreitender Heilung pflegten diese Stimmungen noch aufzutreten, ohne daß sie durch Regression bis zum wirklichen Asthma führten. Vorher konnte aus dem Auftreten der Asthmastimmung mit Bestimmtheit auf den kommenden Anfall gerechnet werden. Diese Stimmung wurde immer durch einen unerfüllten bewußten oder unbewußten Wunsch ausgelöst und war bis in das reife Menschenalter die des sich unglücklich und verlassen fühlenden Kindes. Während der Erwachsene auf ein Unglücksgefühl mit vernünftigen Maßregeln und Plänen, auch mit Wünschen und Hoffnungen oder mit Resignation reagiert, hat das sich unglücklich fühlende Kind nur das Gefühl: Man soll mir helfen, ich mag das nicht und die Mutter soll kommen. Diese Hilfe sucht das Kind durch Schreien und Jammern, durch Betonen und Zeigen des Unglücklichseins herbeizurufen. Das infantile Unglücksgefühl bei dem Neurotiker hat deshalb immer ein Publikum und verlangt die sofortige Abhilfe durch fremde Hilfe, auch in Fällen, wo das unmöglich ist. Bei unserem Kranken erhielt sich dieses infantile Unglücksgefühl als die Stimmung des sofortigen Hilfe vor einem Publikum erbettelnden, erschreienden, ertrotzenden und verzweifelten Kindes. Im Unbewußten war es noch immer die Mutter, nach der der Kranke wie in der Kindheit bis zur Atemlosigkeit schrie. Da alle Sehnsucht nach der Mutter die perverse infantile Erotik wieder im Unbewußten reaktivierte, wurde auch der konstitutionell vorgebildete, von der Ruchosphäre ausgelöste abnorme Reflex der Bronchialmuskeln und die zum Asthma gehörige Sekretion wie in der Kindheit durch die Unglücksstimmung provoziert. Die Rückkehr zu den infantilen Wünschen verriet sich in dem Ablauf der Phantasien und Träume des Patienten, welche der Steigerung von der aktuellen Enttäuschung bis zum Anfall parallel gingen.

So ergab sich, daß bei einem derartig disponierten Individuum endogene sexuelle und exogene aktuelle Momente, auch wenn letztere geeignet schienen, Katarrhe auszulösen, in Wirklichkeit dadurch das Asthma einleiteten, daß sie eine infantile Situation durch unbewußte Assoziationen wiedererweckten, in welcher das Kind nach der Mutter mit perverser Libido begehrte, nach ihr schrie oder zu ihr rannte. Von nicht rein sexuellen Momenten kamen noch unbewußte Phantasien hinzu, welche ein Wüten, Kämpfen, Streiten, Wettlaufen und Lachen bis zur Atemstörung reproduzierten.

Daß das Asthma aus der Kindheit in die Pubertät und bis in das vierte Lebensdezennium anhielt, war durch das Ausbleiben der Latenzperiode erleichtert, denn die in der Pubertät erwachende Penissexualität hat unmittelbar zunächst die infantile Perversität verstärkt. Die zweite Ursache war, daß der Patient die infantile Einstellung gegenüber peinlichen Erlebnissen und Vorstellungen, welche nach dem Lust- und Unlustprinzip erfolgt, nicht aufgegeben hatte. Infolge dieses Festhaltens an der infantilen Reaktionsweise blieb der Ausgang unveränderlich das gleiche Scheitern des Versuches einer Wunschbefriedigung, welches Scheitern im Asthma zur Darstellung kam. Trotz der schließlichen Unlustreaktion konnte infolge der Unkontrollierbarkeit der unbewußten Vorgänge der vergebliche Versuch einer Befriedigung nach der infantilen Weise nicht aufgegeben werden. Dabei stellte der Asthmaanfall nur für das Bewußtsein des erwachsenen Individuums ein Scheitern der Wünsche dar. Das Kind hatte tatsächlich mit den Anfällen seinen Wunsch wenigstens so weit erreicht, daß es die Mutter oder andere geliebte Personen herbeizwingen vermochte. Und in den begleitenden Phantasien und Träumen war auch die libidinöse Wunscherfüllung noch beim Erwachsenen dargestellt. So entspricht auch das Asthma der allgemeinen Formel, wie sie Freud für jedes hysterische Symptom aufgestellt hat, daß es eine im Bewußtsein verlassene

infantile Sexualbefriedigung, dabei eine Kompromißaktion von libidinösen und anderen Wünschen und der Abwehr dagegen darstellt.

Was hat nun die Kur am Menschen geändert und wie wird die Libido durch sie verschoben?

1. Die Psychoanalyse hat die auslösenden Momente dem Bewußtsein richtig erklärt.

2. Die unbewußten Phantasien, die zum Asthma geführt hatten, wurden bewußt gemacht und dabei mächtige Affekte zur Erledigung gebracht.

3. Dadurch wurde der Patient befähigt dort, wo er vorher zu seinem Schaden in ungeeigneter Weise das Lust-Unlust-Prinzip herrschen ließ, nach dem Realitätsprinzip zu reagieren und seine Stimmungen rechtzeitig zu erkennen und zu beherrschen.

4. Die Verschiebung der Libido von der Genitalzone auf die Riech- und Mundzone wurde rückgängig gemacht.

5. Durch diese Rückverschiebung wurde es dem Patienten ermöglicht, sich von den infantilen Fixierungen an ungeeignete Objekte zu lösen: Er kam von der unbewußten Herrschaft der Mutterimago los.

In der Diskussion hob Prof. Freud hervor, daß es zweckentsprechend ist, solche Sexualneurosen, welche den gleichen psychischen Mechanismus wie die Hysterie haben, aber die Symptome nicht durch eigentliche Konversion bilden, sondern dazu eine organisch präformierte, abnorme somatische Reaktion benutzen, als Fixierungshysterien zu bezeichnen und als besondere Gruppe den Konversions- und Angsthysterien beizuordnen.

Im Schlußwort hält es der Vortragende zwar für wahrscheinlich, daß alle Fälle von Bronchialasthma psychogen ausgelöst werden, aber mit Rücksicht auf die relativ geringe Anzahl von psychoanalytierten Fällen sei diese Frage noch unerledigt. (Autoreferat.)

13. Sitzung am 15. Januar 1913.

Prof. Freud: Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken (erschien in „Imago“, Februar 1913).

14. Sitzung am 22. Januar 1913.

Dr. Lorenz (als Gast): Die Geschichte des Bergmannes von Falun.

Nach einer historischen und literarischen Orientierung über die zu Grunde liegende Begebenheit, ihre Überlieferung und die dichterische Ausgestaltung der Vorgeschichte durch Arnim, E. T. A. Hoffmann, Richard Wagner und H. v. Hofmannsthal gibt der Vortragende mit besonderer Berücksichtigung der Bearbeitungen Hoffmanns und Hofmannsthals eine Analyse des Wahnes und der Träume des Helden, aus der sich dessen infantile Fixierung an die Mutter mit ihrer neurotischen Darstellung in einer Mutterleibphantasie (das Bergesinnere) ergibt.

15. Sitzung am 29. Januar 1913.

Kasuistische Mitteilungen und Referate.

1. Rosenstein: Nachtrag zu Dattners Zahlenanalyse.

2. Hitschmann: Übereinstimmungen zwischen Neurotikern.

3. Rank: Demonstration einer Zeichnung.

Mitteilung zweier Träume.

4. Sadger: Über die Notwendigkeit, die Gesäßerotik von der Analerotik zu trennen.

5. Tausk: Traummechanismen und -symbole.

16. Sitzung am 5. Februar 1913.

Dr. Sadger: Sexualität und Erotik im Kindesalter.

Hält man sich an die etymologische Ableitung, so ist der Gebrauch der beiden Termini einfach: „Sexualität“ für das grob Sinnliche, an die Betätigung der Genitalien gebundene; Erotik für die geistige Seite des Geschlechtstriebes. Diese Grenzen haben sich aber allmählich im Sprachgebrauch verwischt.

Der Vortragende kritisiert nun die Mollsche Zerlegung des Geschlechtstriebes sowie dessen Einwendungen gegen die Sexualität des Kindes und führt an, was wir an unzweifelhaften Beweisen dafür besitzen. So die Beobachtungen über frühzeitige Erektion und Masturbation mit allen Zeichen des sexuellen Orgasmus, die von Kassowitz und Friedjung gemacht wurden. Schwere nachweisbar sei die extragenitale Sexualität des Kindes; doch sprechen deutlich die Beobachtungen von Lindner (Ludeln) und Bleuler (Analität) dafür.

Der Vortragende geht nun speziell auf die Muskelerotik ein, die auch in psychoanalytischen Kreisen Widerstand gefunden habe. Er führt die bereits in Freuds Sexualtheorie hervorgehobenen Erektionen beim kindlichen Balgen an, ferner die Beobachtungen von Frauenärzten bei anästhetischen Frauen über Orgasmus infolge Muskelkontraktion. Otto Adler sage direkt, der Orgasmus beim Koitus werde durch die Kontraktion der Muskeln hervorgerufen. Auch Tanz und Sport wirken nach H. Ellis sexuell erregend infolge der Muskelerotik.

Man ist berechtigt, von Sexualität (beim Kinde) zu sprechen, wo sich Erscheinungen einstellen, die man vom sexuellen Orgasmus her kennt oder wo Neigungen bestehen, die sich trotz aller Hindernisse und Drohungen immer wieder durchsetzen.

Sexualität im engeren Sinne ist also nicht nur an die Genitalien gebunden, sondern schließt auch die extragenitale Seite ein, während man die psychische besser als Erotik bezeichnet.

In der Diskussion hebt Prof. Freud hervor, daß wir Erotik bisher in einem engeren Sinne (als Erogenität) gebraucht hätten. Sadgers Beispiele haben mit den Muskeln als Quellen der Erotik nichts zu tun. Die Muskeln sind Exekutivorgane, die Bahnen, auf denen sich die sexuelle Erregung entlädt. Der Orgasmus hat zur Folge die Kontraktion der Muskeln, aber daß die Kontraktion der Muskeln selbst den Orgasmus ausmache, sei unrichtig. Intensive Muskelbetätigung könne gewiß auch Quelle der Erogenität sein, aber dafür wären ganz andere Beweise anzuführen. Das sieht man erst, wenn man vom Neurotiker ausgeht, bei Patienten mit Gehstörungen, Abasien, ist die Muskelbetätigung deutlich sexueller Art.

17. Sitzung am 12. Februar 1913.

Kasuistische Mitteilungen und Referate.

1. Tausk: Besprechung der Arbeiten von Ferenczi und Putnam über Philosophie und Psychoanalyse.
2. Rank: Ref. d. Zentralblattes f. Ps., H. 4/5.
3. Sachs: Der Stern als Genitalsymbol.
4. Hitschmann: Paranoia und Analerotik.
5. Hitschmann: Fehlleistungen.

18. Sitzung am 19. Februar 1913.

Dr. Karl Weiß: Zur Psychogenese von Refrain und Reim.

Der Vortragende versucht es, Refrain und Reim vom Unbewußten zu erklären, und zwar die psychischen Bedingungen ihrer Entstehung und Ver-

wendung. Als Ausgangspunkt wird das für beide Phänomene charakteristische Element des Gleichklangs und Rhythmus gewählt. Der Gleichklang hat ein infantiles Vorbild in der Kindersprache, der Rhythmus im Ludeln. Die durch das Wiedererkennen gewonnene Lust, die aus psychischer Ersparung stammt, ist das Motiv für den Gleichklang. Der Rhythmus ist selbständige Lustquelle; er gewinnt die Fähigkeit, Lust zu gewähren, daraus, daß er die Lust an einer elementaren Triebbefriedigung repräsentiert.

Es wird dann das Verhältnis des Refrains zum Affekt besprochen und zwei Arten des Refrains unterschieden: der sinnlose, unartikulierte und der aus dem Chorgesang stammende. Eine Funktion des Refrains ist die Veränderung des Affekts; die Form überwindet den Widerstand, den wir gegen die Äußerung dieses Affekts haben. Andere Male dämpft der Refrain den Affekt und hemmt seine Abfuhr, was an Beispielen erläutert wird.

Aus der Analyse eines Kinderreimes wird der Reim als Kompromißleistung zweier der Zensur gegenüber konfliktuöser Tendenzen aufgeklärt. Reim und Rhythmus sind autoerotisch (der Lyriker spricht nur von sich). Schließlich streift der Vortragende noch die Frage, warum der Antike der Reim gefehlt habe und glaubt, daß auch die Sexualverdrängung des Christentums daran teilhabe.

19. Sitzung am 26. Februar 1913.

Dr. Paul Federn: Berufs- und Arbeitsstörung durch Neurose. (Disk. „Gesellschaft und Neurose“, I. Wird publiziert.)

20. Sitzung am 5. März 1913.

Dr. Theodor Reik: Die „Allmacht der Gedanken“ bei Artur Schnitzler (erscheint in „Imago“, Juniheft 1913).

21. Sitzung am 12. März 1913.

Dr. V. Tausk: Der Vaterkomplex. („Gesellschaft und Neurose“, II.)

22. Sitzung am 19. März 1913.

Kasuistische Mitteilungen und Referate.

1. Prof. Freud: Eine Traumdarstellung.
2. Friedjung: Onanie als Quelle von Schamgefühl.
3. Rank: Beitrag zur Psychologie des Attentäters.
4. Dr. Reik: Psychoanalytische Lesefrüchte.
5. Dr. Sachs: Ein religionsgeschichtlicher Beitrag.
6. Dr. Weiß: Experimentelle Träume.

23. Sitzung am 2. April 1913.

Dr. Hanns Sachs: Swift (wird publiziert).

24. Sitzung am 9. April 1913.

Dr. J. Sadger: Ein Autoerotiker.

25. Sitzung am 16. April 1913.

Dr. Ed. Hitschmann: Neurose und Ehelosigkeit. (Disk. „Gesellschaft und Neurose“, III.)

26. Sitzung am 23. April 1913.

Dr. J. Sadger: Autoerotik und Narzißmus.

27. Sitzung am 30. April 1913.

Kasuistische Mitteilungen und Referate.

4. Ortsgruppe Zürich.

Sitzung vom 17. Januar 1913.

Dr. phil. Mensendieck: Zur Technik des Unterrichts und der Erziehung während der psa. Kur. — Die Erziehung neurotischer Kinder muß durch Arzt und Lehrer, durch Analytiker und Pädagogen gemeinsam geleitet werden, wie es seit etwa zwei Jahren im Sanatorium Dr. Bircher geschieht. — An einzelnen Beispielen aus der Unterrichtspraxis wird gezeigt, daß der Schüler sich in der Schule benimmt wie zu Hause und daß er stets bestrebt ist, die seinem bewußten Denken und Empfinden vielleicht unangenehme, der unbewußten Lebensgewohnheit aber entsprechende Situation wieder herzustellen. Darum muß dem Pädagogen die Komplexreaktion des Schülers bekannt sein, damit durch die Art der Arbeitsforderung und Arbeitsleistung Korrektur eintreten kann und die Arbeit des Analytikers unterstützt wird. Unbedingt notwendig ist aber auch die analytische Selbsterkenntnis und Selbsterziehung des Pädagogen, damit er auf die Komplexe des Schülers nicht affektiv reagiert, wodurch die unzweckmäßige Art der Lebensführung immer neue Unterstützung finden würde. (Der Vortrag erscheint im Jahrbuch.)

Dr. Schmid: Zur Analyse einer 17jährigen Mörderin.

Ein bisher grundbraves, etwas sentimentales Dienstmädchen erschlägt mit einer Küchenaxt ihre verwitwete Herrin, bei der sie seit sechs Monaten im Dienst war. Sie hatte vorher ihre Mutter nie verlassen und litt sehr an Heimweh. Ein Motiv zum Mord konnte weder von den Juristen noch von den Psychiatern gefunden werden.

Auffallend war zunächst die mehrfach bewiesene Tatsache, daß zwischen Herrin und Magd ein ähnliches Verhältnis bestanden hatte, wie zwischen Mutter und Tochter. In der Irrenanstalt hörte Patientin in den ersten Nächten Stimmen, die ihr sagten, die Mutter sei gestorben. Mit zunehmender Besserung der leichten Verwirrung trat die Befürchtung auf, die Mutter sei verunglückt. Kurz vor dem Verlassen der Heimat hatte sich Patientin verlobt; seither hatte ihr häufig geträumt, die Mutter sei krank oder tot.

Verfasser sammelte 20 Träume der Patientin, notierte Einfälle dazu, verhehlte aber absichtlich jede Erklärung, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, er habe Patientin seine Lösung des Problems suggeriert. Die Träume beweisen in auffallend durchsichtiger Art, daß es Patientin nach dem Verlassen der Heimat nicht möglich gewesen war, Libido frei zu bekommen zur Anpassung an die neue Umgebung; die Libido regredierte darum auf eine Situation ihrer frühesten Kindheit, in der Patientin nach Aussage der Mutter den Vater innig liebte, auf die Mutter aber auffallend eifersüchtig war, sie hatte diese eigentlich als kleines Kind. An Stelle des Vaters war in der aktuellen Situation der Verlobte, an Stelle der Mutter die Herrin getreten. Die Träume zeigten ferner eine ausgesprochene sadistische Komponente, die allerdings durch das mühsame Abgewöhnen der Eifersucht in der Kindheit verdrängt und durch eine anormale Anhänglichkeit an die Mutter kompensiert worden war.

Verfasser weist weitgehende Analogien seines Falles mit Freuds Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose nach. Es ist ihm zweifelhaft, daß der Mord selbst durch das weibliche Ödipusproblem allein als Regression in eine Situation der Kindheit erklärt werden kann; er glaubt durch Annahme von archaischen Mechanismen, wie sie Jung in „Wandlungen und Symbole der Libido“ aufgedeckt hat, eine plausiblere Erklärung zu finden. (Der Vortrag wird im Jahrbuch für psa. u. ps.-path. Forschung in extenso erscheinen.)

Sitzung vom 31. Januar 1913.

Diskussion über Dr. Jungs Libidotheorie.

Sitzung vom 14. Februar 1913.

Fortsetzung der Diskussion über Dr. Jungs Libidotheorie.

Sitzung vom 28. Februar 1913.

Fortsetzung der Diskussion über Dr. Jungs Libidotheorie.

III.

Mitteilungen.

Dr. C. G. Jung hat am 27. März im „Liberalclub“ in New York (Vorsitzender: Rev. Dr. Percy Grant) einen Vortrag über Psychoanalyse gehalten.

Inhalt des III. Heftes.

Originalarbeiten.

	Seite
I. Prof. James J. Putnam (Boston): Bemerkungen über einen Krankheitsfall mit Griselda-Phantasien	205
II. Prof. Ernest Jones (London): Die Bedeutung des Großvaters für das Schicksal des Einzelnen	219
III. Dr. Karl Abraham (Berlin): Einige Bemerkungen über die Rolle der Großeltern in der Psychologie der Neurosen	224
IV. Dr. S. Ferenczi (Budapest): Zum Thema „Großvaterkomplex“	228
V. Dr. Victor Tausk (Wien): Entwertung des Verdrängungsmotivs durch Rekompense	230
VI. Dr. S. Ferenczi (Budapest): Ein kleiner Hahnemann	240

Mitteilungen.

I. Klinische Beiträge:

1. Dr. Karl Abraham (Berlin): Eine Deckerinnerung, betreffend ein Kindheitsereignis von scheinbar ätiologischer Bedeutung	247
2. Dr. Eduard Hitschmann (Wien): Paranoia, Homosexualität und Analerotik	251
3. Dr. Julius Friedland (Budapest): Heilung eines hysterischen Symptoms mittels Selbstanalyse	254
4. Dr. Karl Abraham (Berlin): Zur Psychogenese der Straßenangst im Kindesalter	256

II. Zur Psychopathologie des Alltagslebens:

1. Dr. L. Jekels (Wien): Ein Fall von Versprechen	258
2. Dr. L. Jekels (Wien): Eine Symptomhandlung	260
3. Dr. Otto Rank (Wien): Ein Fall von Verlieren	262
4. M. W.: Ein Pechtag	264
5. Dr. Ed. Hitschmann (Wien): Ein wiederholter Fall von Verschreiben bei der Rezeptierung	265
6. Dr. Ed. Hitschmann (Wien): Zwei Fälle von Namenvergessen	266
7. Dr. Otto Rank (Wien): Zwei witzige Beispiele von Versprechen	267
8. Dr. Karl Weiß (Wien): Strindberg über Fehlleistungen	268
9. Dr. Adolf Deutsch (Wien): Symptomhandlungen auf der Bühne	269

Kritiken und Referate.

A. W. van Renterghem (Amsterdam): Freud en zijn School (Dr. K. Abraham)	274
L. Löwenfeld: Bewußtsein und psychisches Geschehen (Dr. Tausk)	274
O. Hassmann u. H. Zingerle: Untersuchung bildlicher Darstellungen und sprachlicher Äußerungen bei Dementia praecox (Dr. E. Hitschmann)	275
Prof. Dubois (Bern): Zur Frage der sogenannten Ausfallserscheinungen (Dr. Ed. Hitschmann)	276
Linkenheld (Barmen): Ein typisches Krankheitsbild hervorgerufen durch Coitus interruptus (Dr. Ed. Hitschmann)	277
M. R. Senf: Narzißmus (Dr. M. Stegmann)	277
Richard Traugott: Der Traum (Dr. Rank)	278
C. W. Leadbeater: Träume (Dr. Rank)	279
Hermann Rohleder: Die Zeugung unter Blutsverwandten (Dr. Rank)	280
F. Karsch-Haack: Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker (Dr. Rank)	281
Hans Blüher: Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen (Dr. Ed. Hitschmann)	282
Georg Lomer: Ignatius von Loyola (Dr. J. Sadger)	283

Sprechsaal.

Eine Bemerkung zur Tauskschen Kritik der Nelkenschen Arbeit von Doz. C. G. Jung (Zürich)	285
Der Vogel von Dr. F. S. Krauß (Wien)	288

Varia.

Zum Familienkomplex	290
Psychoanalytische Literatur	297

Bibliographie 298

Korrespondenzblatt der Intern. Psychoanalyt. Vereinigung . . 302

INSERATE

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-
ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von Professor S. Freud.
Schriftleitung: Dr. Otto Rank, Dr. Hanns Sachs.

Das erste Halbjahr des laufenden II. Jahrganges enthält neben den ständigen Rubriken „**KINDERSEELE**“, redigiert von *Dr. H. v. Hugel-Hellmuth*, und „**BÜCHER**“ folgende **Originalarbeiten**:

Prof. S. Freud: Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. **III. Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken.**

— — **Das Motiv der Kästchenwahl.**

Dr. S. Ferenczi: Aus der „Psychologie“ von Hermann Lotze.

Dr. Eduard Hitschmann: Schopenhauer. Versuch einer Analyse des Philosophen.

Dr. Emil Lorenz: Das Titanenmotiv in der allgemeinen Mythologie. Darstellung und Analyse.

Dr. Otto Rank: Die Nacktheit in Sage und Dichtung. I.

Dr. Theodor Reik: Die „Allmacht der Gedanken“ bei Arthur Schnitzler.

Dr. Hanns Sachs: Carl Spitteler.

— — **Motivgestaltung Schnitzlers.**

Dr. J. Sadger: Über das Unbewusste und die Träume bei Hebbel.

Dr. Alfred Frh. v. Winterstein: Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie.

Jährlich 6 Hefte im Umfange von etwa 36 Bogen
zum Preise von M 15.— = K 18.—

Auch ist ein gemeinsames Abonnement auf „Imago“ und die „Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse“ zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von M 30.— = K 36.— eröffnet.

Dr. MARCINOWSKI,
Sanatorium Haus Sielbeck a. Uklei bei Eutin (Ost-Holstein)
**Klinisch-analytische Behandlung der
Psychoneurosen.**